1,40 DM / Band 36
Schweiz Fr 1.60 / Österr. S 10.-

BASTEI

Neuer Roman

Dämona King

Die Bezwingerin der Finsternis

Boris Cormac

Der Planet der Dämonen

Belgien F 27 / Frankreich F 3,50 / Italien L 750 / Luxemburg F 25 / Niederlande f 1,75 / Schweden kr 4,25 I.m. / Spanien P 65



Der Planet der Dämonen

Damona King Nr. 36

Teil 1/3

von Theodor Dombrowski

erschienen am 07.07.1980

Der Planet der Dämonen

Das dämonische Kontinuum war ein Universum sterbender Sonnen und toter Planeten. Ein Kosmos, dem schon seit Äonen kein Leben mehr innewohnte. Hier gab es keine blitzenden Sterne mehr, hier gab es nur noch ein düsteres, rotes Glühen – und finstere Dunkelheit. Doch diese Dunkelheit war nicht tot. Sie war sogar höchst lebendig. Auf eine dem menschlichen Verstand unfaßliche Weise gebar sie fortlaufend Leben – dämonisches Leben.

Nur hier konnte sie das tun, nur hier war sie dazu fähig – in einem Raum, der kein anderes Leben mehr kannte.

Ein kleiner Planet umkreiste eine fast schon erkaltete Zwergsonne.

Er war mehr ein kosmisches Trümmerstück als ein Planet, bizarr geformt hing es in der Schwärze des Alls. Es hatte das Aussehen eines abgestumpften Kegels. Die Oberfläche war von dem unausgesetzten Dauerbeschuß unzähliger Meteoriten zerrissen und mit kleineren und größeren Kratern übersät. Das tiefrote, düstere Licht der nahen Sonne hing über der alptraumhaften Szenerie wie ein aufgespannter Höllenschirm.

Doch da, plötzlich, von einer Sekunde zur anderen, veränderte sich das Bild. Es geschah über einem kleinen, aber tiefen Krater, dessen sich nach oben öffnender Kegel verblüffend einer altrömischen Arena glich.

Schwärze explodierte – jene Schwärze, gegen die das Dunkel des Universums wie helles Licht anmutet. Die Schwärze breitete sich aus, floß in den Krater hinein – füllte ihn schließlich ganz aus. Eine Zeitlang wogte und wallte es in ihr, Tentakel stachen wie spitze Speere in den dunklen, toten Himmel. Doch allmählich trat Beruhigung ein. Das wilde Hin und Her ebbte ab, hörte schließlich ganz auf. Die Schwärze in dem Krater glich jetzt einem starren Block.

Aber dafür war ihr ›Inhalt‹ höchst lebendig. Die Schwärze war gewissermaßen das notwendige ›Medium‹ für die geistigen Potenzen, die sich hier zusammengefunden hatten.

Es waren die höchsten geistigen Wesenheiten des dämonischen Kontinuums – darüber gab es nur noch die finsteren Götter. Als sie sich das letzte Mal hier versammelt hatten, war das Licht der Sonne noch heller gewesen. Damals hatte sie ein ähnlicher Anlaß nach hier – ihrem kosmischen Treffpunkt – geführt: die Entwicklung eines Plans zur Vernichtung eines weißmagischen Pols.

Der Plan hatte nicht der Erde gegolten. Aber es war ein ähnlicher Planet gewesen – viele Lichtjahre von dem irdischen Sonnensystem entfernt. Ein Planet mit menschenähnlichen Wesen – mit deren Vorzügen und deren Schwächen. Auch hier hatten dämonische Geister ihr verderbliches Spiel getrieben, nach einem alten, doch ewig neuen Gesetz. Doch in dem Augenblick, als sie glaubten, den Sieg schon fest in den Händen zu haben, war ihnen ein mächtiger Gegner erstanden. Ein Gegner, der die Kraft zur Abwehr dämonischer Energien aus der Materie bezog. So ungeheuerlich war die Kraft dieses titanischen Geistes, daß er allen Anstrengungen der Dämonen widerstehen konnte.

Aber auch diesen Feind hatten sie schließlich besiegen können. Besiegen können mit ihrer ungeheuerlichen Kraft – und ihrer teuflischen List. Die Lebenskraft des Planeten, die Vitalenergie seines pflanzlichen, tierischen und des noch höher entwickelten Lebens war für die dämonischen Scharen lange Zeit ein unendlich erquickendes

Labsal gewesen.

Doch damit war es seit geraumer Zeit zu Ende. Und da sie es liebten, ihr eigenes Kontinuum zu verlassen, benötigten sie große Mengen dieser Vitalenergie. Ohne sie war ein Existieren in anderen Universen nicht denkbar.

Es gab nur sehr selten einen Planeten wie die Erde. Eine Welt, angefüllt mit einer derartigen Menge an Vitalkraft, daß die dämonischen Wesenheiten vor Gier erschauerten, wenn sie nur daran dachten. Hier lag eine ›Nahrungsreserve‹, die für eine lange Zeit reichen würde. Doch der endgültige Eintritt in diese Welt war ihnen bisher immer wieder verwehrt worden. Zuerst durch die feurige Kraft des Glaubens, die alle dämonischen Wünsche zu Asche verbrannte.

Doch dieser Glauben verlor sich – langsam, aber mit einer schier unerbittlichen Konsequenz. Und je mehr er sich verflüchtigte, um so geringer wurde die Abstoßung, die von der Erde ausging und die sie daran hinderte, den Planeten endgültig in ihren Besitz zu bringen.

Sie hatten sogenannte ›Stellvertreter‹ eingesetzt, Krebsgeschwüre, die den Organismus der Menschheit langsam, aber mit tödlicher Sicherheit, vergiften sollten. Mit Hilfe der geistigen Kraft vergewaltigter menschlicher Wesen waren magische Brücken gebaut worden, um den Zugang zur Erde zu erzwingen.

Aber alles war vergeblich gewesen. Wieder war das passiert, was die dämonischen Wesen schon einmal, vor vielen Millionen Jahren, erlebt hatten: Ein neuer, starker, weißmagischer Pol hatte sich gebildet und hinderte sie daran, ihre Pläne zu verwirklichen.

Und das war der Grund für ihre Zusammenkunft! Dieser Pol mußte – koste es, was es wolle! – vernichtet werden. Nicht allein aus dem Grund, die Erde zu gewinnen, so verlockend der Planet auch für diese Kreaturen war. Nein, hier ging es um das Prinzip. Noch nie hatte es eine geistige Potenz geschafft, ihnen eine Niederlage zu bereiten, die Bestand hatte. Sie konnten einfach nicht anders! Sie mußten dem dämonischen Gesetz gehorchen, das ihr ganzes Denken und Tun beherrschte: sich eine bewohnte Welt nach der anderen einzuverleiben und damit ihr Imperium immer mehr zu vergrößern.

Gewiß, sie waren nichts anderes als ›Weltenfresser‹, ließen tot und starr zurück, was einstmals blühendes Leben trug. Aber das kümmerte sie nicht, Warum auch? Sie verstanden sich als Antithese der Schöpfung – und handelten danach.

Sie waren reine Geistwesen. Ihre ›Sinne‹ waren derart ausgebildet, daß der Kontakt sofort geschlossen war, als sie sich an diesem Ort eingefunden hatten.

TARAAN, der ranghöchste der dämonischen Geistwesen, eröffnete die ›Sitzung‹. Es gab keine einleitenden Grußworte oder sonstige Floskeln. TARAAN sprang mitten ins Thema.

»Hat jeder von euch das Problem genügend durchdacht, so, wie ich es euch aufgegeben habe?«

Da es sich um Geistwesen handelte, waren auch die Stimmen unkörperlich. Trotzdem schnitten die Worte TARAANs wie ein Messer durch das Bewußtsein der anwesenden dämonischen Geistigkeiten.

Jeder – es waren viele hundert – war gehalten, einen Vorschlag zur endgültigen Beseitigung Damona Kings zu machen. Und jeder offenbarte TARAAN seinen Plan.

Doch keiner fand Gnade vor seinen Augen. Jeder Vorschlag wurde mit höhnischen Bemerkungen von ihm verabschiedet.

Und dann kam als letzter Tolkin, der allerunterste in der dämonischen Hierarchie. Auch er trug seinen Plan vor – und fand den stürmischen Beifall des Geisterfürsten.

»Ein Vorschlag, wie ich ihn mir besser auch nicht hätte ausdenken können«, sagte er voller Anerkennung. »Das ist die Lösung des Problems. Ich bin davon überzeugt.« Seine ›Stimme‹ hob sich, wurde herrisch und befehlend:

»Laßt uns ans Werk gehen!«

Sofort schlossen sich die geistigen Potentiale zu einer einzigen Einheit zusammen. Jetzt waren es nicht mehr die Einzelwillen vieler hundert dämonischer Wesenheiten, jetzt war es nur ein ungeheuer machtvoller Einzelwille, gesteuert von TARAANs Intellekt.

Und dieser Einzelwille wurde schöpferisch tätig. Die Schwärze wich zurück, so weit, daß der Kraterboden sichtbar wurde.

Einen langen Augenblick passierte nichts. Dafür wurde die Stille lastender, unnatürlich drückend. Selbst das düstere rote Licht der Sonne schien sich unter der Offenbarung eines ungeheuren dämonischen Willens zu verdunkeln.

Und dann geschah das Unerhörte. Ein goldenes Leuchten wurde sichtbar. Es nahm zusehends Gestalt an, gewann mehr und mehr an Konturen. Immer weiter und schneller schritt die unsichtbare Formgebung voran.

Die kleine, kaum handlange Statue auf dem Kraterboden bestand aus purem Gold. Das Antlitz der Frau war von märchenhafter Schönheit.

Wieder griff der titanische Wille zu. Die Statue hob sich vom Boden, immer höher, bis sie wenige Fuß über der Kratereinfassung schwebte. Einen kleinen Augenblick verhielt sie in dieser Lage. Das rötliche Licht der sterbenden Sonne fing sich in dem Gold und ließ es aufstrahlen, als sei es ein riesiger, funkelnder Brillant.

Und dann war nur noch ein zuckender, goldener Blitz zu sehen, ein Blitz, der das Dämonische Universum mit der Geschwindigkeit des Gedankens durchquerte und in einem anderen Kosmos sein Ziel fand.

Die Geistwesen lösten sich voneinander, unterbrachen die magische Kette. Wieder hörten sie die majestätische Stimme ihres

Geisterfürsten.

»Ich zweifle nicht an dem Gelingen dieses genialen Plans. Aber wir müssen sein Ablaufen in jeder Phase beobachten…«

TARAAN machte eine kurze Pause.

»Tolkin!« rief er dann befehlend.

Der Gerufene meldete sich demütig.

»Du wirst diese Aufgabe übernehmen – sorgfältig alles beobachten.«

»Und was soll ich tun, wenn ungünstige Zufälle eingreifen?« fragte Tolkin ergeben.

»Du kannst – wie wir alle – die Erde nicht betreten. Nicht als Körper und nicht als Geist. Aber eine Möglichkeit steht dir trotzdem offen. Du kannst Wesen, die dir geeignet erscheinen, einspannen. Es müssen aber Wesen sein, die viel Macht besitzen. Dann dürfte es dir nicht schwerfallen, alle Hindernisse aus dem Weg zu räumen.«

Die Stimme des Geisterfürsten verstummte. Aber nur für einen flüchtigen Augenblick. Als sie wieder ertönte, schwang alles das in ihr, was auch seine Persönlichkeit ausmachte: Bösartigkeit, grausame Freude und ein stählerner Wille.

»Und jetzt an die Arbeit! Nicht mehr lange soll uns Damona Widerstand leisten können. Die Erde wird unser sein!«

***

»Please, Mr. Hunter – hier ist ein dringender Brief für Sie.« Der hochgewachsene, braunhaarige Mann drehte sich um. Das kleine, putzig aussehende Kerlchen sah ihn achtungsvoll an. Die schmalen Kinderhände hielten ein kleines, silbernes Tablett. Auf ihm lag ein verschlossener, weißer Briefumschlag.

Mike griff verwundert nach dem Kuvert. Das war kein gewöhnliches Papier, nicht solches, das für normale Geschäftsbriefe verwendet wird. Mike kannte sich aus. Das war handgeschöpftes Büttenpapier.

Er drehte den Umschlag und blickte auf die Rückseite. Die Schrift bestand aus schwarzem, vornehmem Stahlstich. Die Buchstaben waren ineinander verschlungen und gaben dem Allerweltsnamen ein würdiges, barockes Aussehen. ›SMITH & SOAMES Antiquitätenhändler‹, las Mike.

Und dann ging ihm ein Seifensieder auf. Richtig, erst gestern war er in dem alten, vornehmen Geschäft gewesen. Mike flog morgen nach New York zurück. Dort hoffte er Damona zu treffen. Damona, nach der er sich schmerzlich sehnte. Er kannte ihre Vorliebe für Antiquitäten. Bei seinem abschließenden Bummel durch die Innenstadt von Melbourne war er zufällig in eine kleine Seitengasse geraten.

Als er wenig später vor dem Geschäft stand, war ihm die Idee gekommen, hier nach einem Geschenk für Damona Ausschau zu

halten.

Über eine Stunde hatte er sich in den Räumen aufgehalten. Mike erinnerte sich an den unverwechselbaren Geruch, der fast immer in derartigen Geschäften anzutreffen ist. Etwas Moder, etwas Kampfer, vielleicht auch eine Spur von Lavendel.

Die beiden Besitzer hatten mit geübtem Blick in Mike einen jener Kunden erkannt, nach denen sie sich so schmerzlich sehnten. Gewiß, das Geschäft lief gut, ernährte beide Männer ausgezeichnet – aber viel mehr auch nicht. Die Kundschaft bestand fast ausschließlich aus Leuten, die nur wenige Pfund zu investieren bereit waren.

Größere Geschäfte waren rarer als Weihnachtstage.

So kam es, daß sie sich ihm mit besonders liebevoller Aufmerksamkeit widmeten und Mike alle die Kostbarkeiten zeigten, die sie im Lauf der Zeit der angehäuft hatten – und die sie liebend gerne wieder losgeworden wären. Es war ein wahres Sammelsurium der verschiedensten Gegenstände gewesen: Bilder, Skulpturen, wertvolles Porzellan, Möbel aus den verschiedensten Epochen und vieles andere mehr.

Doch zur großen Enttäuschung von SMITH & SOAMES hatte Mike nichts entdecken können, was ihm als Geschenk für Damona geeignet erschien. Doch sie waren so klug gewesen, sich von ihm den Namen des Hotels geben zu lassen, in dem er während seiner Anwesenheit in Melbourne wohnte. »Vielleicht finden wir noch etwas, was Ihren Wünschen mehr entspricht«, hatte der lange und dürre Mr. Smith freundlich gesagt, als Mike sich empfahl. »Wir werden Ihnen dann sofort Bescheid geben.« Mike hatte sich mit todernstem Gesicht für dieses Anerbieten bedankt, überzeugt davon, daß es sich dabei nur um eine Höflichkeitsfloskel handelte.

Aber in dieser Ansicht sah Mike sich gründlich getäuscht. Und er wußte, als er die kurze Mitteilung überflog, sofort, daß er sich den

›Fund‹ näher ansehen würde.

»Dear Sir!«, stand da in zierlichen Buchstaben und wahrhaftig mit der Hand geschrieben. »Ein kleines Wunder ist passiert! Wir haben etwas für Sie! Eine kleine goldene Statue. Sie muß uralt sein. Bitte kommen Sie und schauen Sie sich das Kleinod an!«

Bereits eine halbe Stunde später stand Mike wieder vor dem Antiquitätengeschäft. Mr. Smith hatte ihn bereits erspäht, als er um die Ecke bog.

»Da kommt dieser Hunter!« rief er halblaut. Sein Kompagnon stand hinter einem altmodischen Stehpult. Er war mit dem Addieren einer langen Zahlenreihe beschäftigt.

Doch diese Nachricht ließ ihn seine Arbeit vergessen. In den blaßblauen Augen glomm ein Hoffnungsfunke auf.

»Gut, daß er so bald erscheint. Lorring kommt in wenigen Stunden,

um sich die Statue wieder abzuholen.« Lorring war ein älterer Archäologe, der in der Nullarbor-Ebene mit Ausgrabungsarbeiten beschäftigt war. Er war gestern ins Geschäft gekommen, kurz nachdem Hunter es verlassen hatte. Lorring war hier kein Unbekannter.

Schon oft hatte er sich der Vermittlung dieser beiden ehrenwerten Herren bedient, um Dinge zu verkaufen, die eigentlich Eigentum der australischen Regierung waren. Aber daran störte sich der heruntergekommene Mann nicht. Wenn er etwas fand, dann gehörte es ihm – das war seine Absicht!

Doch dieser Fund war wahrhaftig eine echte Sensation. Die kleine Statue mußte einen beträchtlichen Wert haben.

»Unter zehntausend Pfund geht die mir nicht weg«, prahlte Lorring großspurig, als er die beiden Geschäftsbesitzer um ihre Vermittlungsdienste bat.

Sie waren zuerst erschrocken gewesen, aber eine eingehende Prüfung des Fundes ergab, daß das Kunstwerk mindestens den dreifachen Wert besaß.

Doch sie waren Geschäftsleute. Deshalb versuchten sie, den Preis herunterzuhandeln. Aber das erwies sich als zwecklos.

»Kommt überhaupt nicht in Frage«, hatte Lorring mit eisiger Miene erwidert. »Sie können leicht den doppelten Preis erzielen. Zehntausend Pfund! Nicht einen Penny weniger.«

»Und wenn die Figur um diesen Preis nicht zu verkaufen ist?« hatte Mr. Soames bissig gefragt.

»Das ist Ihre Sache«, war die Entgegnung Lorrings gewesen. »Am späten Nachmittag bin ich wieder hier. Wenn Sie es bis dahin geschafft haben – nun, gut für Sie und gut für mich. Und wenn nicht – auch nicht schlimm, dann verkaufe ich sie morgen, bei der Konkurrenz!«

Das waren die Worte des Archäologen gewesen. Dann hatte er das Geschäft verlassen. Er konnte es beruhigt tun. Die ›Verbindung‹ mit SMITH & SOAMES bestand schon seit vielen Jahren. Nie würden die beiden es wagen, Lorring übers Ohr zu hauen.

Nachdem die kurze Begrüßung vorüber war, machte Smith ein geheimnisvolles Gesicht.

»Sie werden staunen«, sagte er. »Ich selbst war fassungslos, als mir gestern die Statue gebracht wurde.«

Er griff nach einem unscheinbaren Päckchen, das hinter ihm auf einer Konsole lag. Das Päckchen war klein und in braunes Packpapier eingehüllt.

Smith' Miene wurde andächtig, als er mit der Schere die Schnur zerschnitt und mit feierlichen Bewegungen die Umhüllung von dem geheimnisvollen Gegenstand löste.

Mike kam dieses Theater schon lächerlich vor. Er bereute es, nach hier gekommen zu sein. Wahrscheinlich würden ihm diese Herren etwas zeigen, was er ganz sicher doch nicht kaufen würde. Verdammt, er hätte die Zeit besser nutzen können.

Doch diese skeptischen Gedanken verflogen wie ein Nebel, den ein stürmischer Wind auseinanderreißt und davontreibt. Das geschah in dem Augenblick, als die letzte Hülle von dem Kunstwerk fiel.

Zufällig traf ein verirrter Sonnenstrahl den Kopf der Statue. Das Metall glühte auf wie eine kleine Sonne.

Noch nie hatte Mike eine ähnliche Empfindung in sich gespürt wie in diesem Augenblick. Noch nie eine solche Gier. Sie brannte in ihm wie ein verzehrendes Feuer. Er wußte es: Er mußte die Statue haben.

Nicht weil er sie Damona zum Geschenk machen wollte – daran dachte er in diesem Moment überhaupt nicht. Nein, er selbst begehrte das kleine, wundervoll gearbeitete Kunstwerk.

Smith nahm die Figur hoch und reichte sie ihm hin. Seine geschulten Augen hatten sofort bemerkt, welchen überwältigenden Eindruck die Statue auf Hunter gemacht hatte. Er beschloß, den Preis um mindestens zweitausend Pfund zu erhöhen.

»Hier, nehmen Sie die Figur doch in die Hand! Beachten Sie die Feinheit der Arbeit. Hier muß ein überragender Künstler am Werk gewesen sein.«

Mike hörte diese Worte gar nicht. Er nahm auch die Umgebung nicht mehr wahr. Sie verschwamm, wurde bedeutungslos. Nur noch die Statuette in seinen Händen existierte. Alles andere verschwand wie in einem grauen Nebel.

Es war die Darstellung einer weiblichen Figur. Der nackte Körper war von einer Vollkommenheit, wie sie die Natur nur sehr selten zustande bringt. Das Gesicht schien zu leben. Jeder einzelne Zug darin verriet die unbeschreibliche Leidenschaft, die diesen Körper erfüllen mußte. Die hohen, geschwungenen Bögen der Brauen waren aus schwarzem Onyx nachgebildet, die Augen aus blitzenden, grünen Türkisen. Der sinnliche, geschwungene Mund bestand aus rotem Karneol. Er wirkte unbeschreiblich lockend – wie eine Frucht, die darauf wartet, gepflückt zu werden.

Mike keuchte leise auf. Stimmte es oder hatte er sich getäuscht? In den grünen Augen hatte es für einen Sekundenbruchteil gleißend aufgeblitzt. Gleichzeitig hatte ein Gefühl der Hitze seinen Körper durchzogen.

»Nun, gefällt sie Ihnen?« fragte Smith leise. Er frohlockte. Der heutige Tag würde ihm und Soames ein Geschäft bescheren, von dem sie lange Jahre nur hatten träumen können.

Doch die Frage verhallte, drang nicht in Hunters Bewußtsein.

Auch als Smith sie wiederholte, erhielt er keine Antwort. Kurz

entschlossen griff er nach einem Stück Papier und verdeckte damit die Statue.

Das unterbrach die Verzauberung, die Mikes Bewußtsein wie in einen dicken Mantel eingehüllt hatte. Verwirrt blickte er hoch.

»Ja, bitte?«

Smith sah den jungen Mann verwundert an. Was er nur hatte?, Noch nie hatte er bei einem Kunden eine solche Versunkenheit beobachten können. Besorgnis stieg in ihm hoch. Hoffentlich war Hunter nicht krank. Er verbiß sich einen Fluch. Das fehlte noch, auf eine derartig dumme Weise ein Riesengeschäft zu verlieren.

»Ich habe gefragt, wie Ihnen die Statuette gefällt«, wiederholte Smith, dabei mit ängstlichen Augen den jungen Mann musternd.

Erst jetzt wich der eigenartige, fast somnambul zu nennende Zustand von Mike. Er zog tief die Luft ein. Sie wirkte unsäglich belebend und erfrischend, obwohl es sich nur um abgestandene Ladenluft handelte. Verdammt, was war nur mit ihm los? Konnte es sein, daß die Statue…? Mike dachte den Gedanken nicht zu Ende. Unmöglich. Er sah schon am hellichten Tag Gespenster. Wahrscheinlich das Wetter, überlegte er. Schon der Hotelportier hatte sich klagend über den seit Tagen ständig wechselnden Luftdruck ausgelassen.

Mike fühlte sich erleichtert. Das mußte die Lösung sein.

Er erinnerte sich daran, daß ihn der Geschäftsinhaber gefragt hatte wie ihm die Statue gefiel.

»Ein wundervolles Kunstwerk – es hat mich sehr beeindruckt.«

Und dann begann das Verkaufsgespräch. Dabei mußte Mr. Smith die unangenehme Erfahrung machen, daß Mr. Hunter zwar ein junger Mann war, sich aber geschäftlich als ein mit allen Wassern gewaschener alter Fuchs erwies.

Doch auch Mike, der jetzt wieder klar denken konnte, war sich darüber im klaren, daß es sich bei der Statue um ein uraltes, sehr kostbares Kunstwerk handelte. Allein der Wert des Goldes und der Steine war mindestens mit zehntausend Pfund zu veranschlagen.

Nach einer weiteren halben Stunde verließ Mike das Geschäft. Die Statue steckte in der Innentasche seines Regenmantels. Er winkte einem Taxi.

Auch die Herren Smith und Soames waren zufrieden. Der Verkauf hatte ihnen vierzehntausend Pfund eingebracht. Hunter hatte zwar mit einem Scheck bezahlt, aber schon bevor er das Geschäft verließ, wußten sie Bescheid darüber, daß der Scheck gedeckt war. Wenn ihre Erwartungen auch nicht voll erfüllt waren – in so kurzer Zeit vierzehntausend Pfund zu verdienen war schon eine große Sache.

Und Mr. Lorring würde sicher ebenfalls zufrieden sein und sie weiterhin mit ähnlichen, gewinnträchtigen Vermittlungen beschäftigen.

Die beiden ehrenwerten Männer hatten glänzende Augen. Ach ja, das Leben konnte sehr schön sein…

***

Bei seiner Rückkehr ins Hotel hatte Mike das kleine Päckchen zwischen seiner Wäsche im Kleiderschrank verstaut. Eine seltsame Scheu hatte ihn davon abgehalten, die Figur im Hoteltresor zu deponieren. Anschließend – es war Abend geworden – ging er in den Speisesaal. Aber der Hunger, der ihn noch auf dem Weg in das Antiquitätengeschäft geplagt hatte, war verschwunden. Er fühlte sich so, als ob er gerade erst gegessen hätte.

Als der Ober kam, bestellte Mike sich eine kleine Flasche eines exquisiten Rotweins. Dieser ausgesuchte Stoff würde die richtige Medizin für sein angeschlagenes Innenleben sein.

Aber auch darin sah sich Mike getäuscht. Der Wein schmeckte wie Essig und die Zigarette nach trockenem Stroh. Angewidert zerdrückte er sie im Aschenbecher. Müdigkeit stieg plötzlich in ihm hoch. Er gähnte herzhaft. Zwei mit Schmuck behängte alte Damen am Nebentisch sahen ihn strafend an. Mike übersah diese Mißfallensäußerung und erhob sich. Leise Gongschläge ertönten. Es war die alte, wertvolle Standuhr in der Ecke des Speiseraums. Mike zählte unwillkürlich mit. Nach dem zehnten Schlag war Ruhe.

Mike war einen Augenblick unschlüssig. Jetzt schon zu Bett gehen? In den vergangenen Tagen hatte er sich hier mit zahlreichen Geschäftsfreunden getroffen. Nie war er vor Mitternacht auf sein Zimmer gekommen. Aber seine Bekannten waren inzwischen abgereist, er war wieder allein.

Mike Hunter war ein geselliger Mann. Er konnte sich nicht daran erinnern, jemals – mitten in einer Weltstadt – von Einsamkeit geplagt worden zu sein. Aber heute war es so. Hinzu kam noch die unbegreifliche Müdigkeit, die ihn so merkwürdig lethargisch machte.

Nein, nein, es war sicherlich besser, zeitig schlafen zu gehen. Morgen war dieser unerklärliche Gemütszustand bestimmt verflogen.

Außerdem würde ihm der Schlaf guttun.

So kam es, daß Mike Hunter bereits vor elf Uhr im Bett lag. Er streckte sich behaglich aus. Die Müdigkeit hielt ihn schon so fest in ihren Klauen, daß es ihm tatsächlich Mühe machte, die Hand auszustrecken, um die Nachttischlampe auszulöschen.

Doch bevor seine Finger den kleinen, weißen Knopf betätigen konnten, erinnerte er sich an den Kauf vom Vormittag. Er sah die kleine Statue vor sich, sah ihren goldenen Glanz und das Blitzen der wertvollen Steine. Und tief in seinem Inneren entfachte sich das unbändige Verlangen, die Figur wieder in seinen Händen zu halten – tief in die rätselhaften grünen Augen zu schauen und den ganzen

Zauber dieses Kunstwerkes in sich einströmen zu lassen.

Nur wenige Sekunden widerstand Mike dieser Versuchung. Sein Verstand wehrte sich gegen diese unvernünftige Regung. Du hast morgen noch genügend Zeit dazu, riet ihm seine Logik. Jetzt schlaf dich aus, das ist ökonomischer.

Doch wann ist der Verstand imstande, ein starkes Gefühl besiegen zu können? Nicht bei Menschen, die lieben, und auch nicht bei Leuten, die am Roulettisch ihr ›Glück‹ machen wollen.

Und das Gefühl, das Mike in diesem Augenblick plagte, war von ähnlicher Intensität. Es zerrte an allen Fasern seines Seins, fegte alle Verstandesgründe, die dagegen sprachen, hinweg. Seltsam, auch die Müdigkeit war auf einmal verflogen, als hätte sie nie existiert.

Mike sprang aus dem Bett und schloß den Schrank auf. Als seine Finger durch die papierene Umhüllung die Konturen des Körpers der Statue spürten, erschauerte er. Tief in ihm erwachte eine warnende Regung. Sie wurde stärker, wollte ihn von seinem Vorhaben abhalten.

Doch die unbegreifliche Sehnsucht erwies sich als mächtiger. Mit einem unwilligen Ausruf riß er die Umhüllung ab – der goldene Körper in seiner Hand erglänzte sanft in dem matten Schein der kleinen Lampe.

Mike setzte sich auf die Bettkante. Er begriff die Regung der Angst nicht, die noch vor Sekunden seinen Körper durchströmt hatte. Was er in seiner Hand hielt, war gewiß sehr kostbar. Und es war darüber hinaus die Arbeit eines begnadeten Künstlers. Auch das war richtig.

Aber alles das änderte nichts daran, daß seine Finger tote Materie umschlossen. Nichts anderes als tote Materie! Was sollte also diese Angst? Warum war sie in ihm aufgeflammt? Er fand keine Antwort.

Der goldene Frauenkörper ruhte in Mikes Händen wie der kostbare Inhalt einer Perlmuschel. Mike beugte sich tiefer, um besser die Schönheit der Statue in sich aufnehmen zu können.

Es war nicht die zeitlose Schönheit einer griechischen Skulptur, die das kleine Kunstwerk ausstrahlte, nicht jene Beseeltheit, die frei von Gier ist. Es war etwas ganz anderes. Das, was die goldene Statuette ausstrahlte, war die Quintessenz der Sinnlichkeit schlechthin. Sie wirkte wie ein betäubender Nebel und fraß sich in Mikes Bewußtsein wie ein Schwelbrand. Einen Augenblick stieg ein Gefühl des Ekels in ihm hoch, aber dieses Gefühl verging nach wenigen Sekunden. Noch nie in seinem Leben hatte Mike eine derartige Woge heißester Sinnlichkeit in sich gespürt – noch nie jenes wilde Begehren, das mit selbstloser Liebe absolut nichts gemein hat.

Der auf dem Bett sitzende Mann glich in seiner Reglosigkeit einer Statue. Sein Atem ging so flach, daß sich seine Brust nur unmerklich hob und senkte. In seinen geöffneten Händen lag die goldene Figur, eine Aura unfaßlicher Lockung verbreitend.

Und dann war es soweit! Mikes Bewußtsein hatte sich so vollständig auf die Statuette konzentriert, daß für andere Wahrnehmungen kein Raum mehr blieb. Wieder, wie in dem Antiquitätengeschäft, erfaßte ihn ein Gefühl grenzenloser Leichtigkeit. Sein Körper schien plötzlich nicht mehr vorhanden. Auch nicht das Gefühl der Schwere.

Damit war genau jener Punkt erreicht, der für das Vorhaben TAARANs Schwellencharakter besaß. Die in die Statue hineinprojizierte magische Energie konnte nur dann ihre Wirksamkeit entfalten, wenn es gelang, das Bewußtsein des Opfers ›gleichzurichten‹.

Diese Gleichrichtung war bei einem Zustand erreicht, der in etwa mit dem einer leichten Trance verglichen werden kann.

Und in genau diesem Zustand war Mike. Er hielt keine leblose Materie mehr in seinen Händen. Seinem Bewußtsein bot sich die Frauengestalt ganz anders dar. Sie lebte! Der goldene, verführerische Leib dehnte und reckte sich, und die grünen Augen unter den hohen schwarzen Brauen verströmten heiße, fordernde Sinnlichkeit.

Immer stärker wurde Mikes Bewußtsein von dieser unerhörten Lockung erfaßt und gefesselt. Immer mächtiger das Verlangen, diesen Leib zu umfassen, ihn zu besitzen. Für Mike existierte die Umwelt nicht mehr – nicht das Hotelappartement und auch nicht die Statue in seinen Händen. Er befand sich in einer anderen Welt, in einer Welt, in der nichts vorhanden war als er und dieses Weib, Inkarnation aller weiblichen Lockung.

Wie schon gesagt – der Punkt, oder die Schwelle, war erreicht, die vorbereitende Einleitung damit beendet. Jetzt konnte der Hauptteil in Angriff genommen werden, der Teil also, der in dem dämonischen Plan zur Vernichtung Damonas’ den Punkt Nummer eins darstellte. Er war der erste und dazu der wichtigste Punkt. Alle weiteren hingen von ihm ab.

Doch die dämonischen Wesenheiten verfügen über eine Art des Denkens, die menschlichen Gehirnen fremd ist. Dämonische und menschliche Logik unterscheiden sich voneinander, wie sich ein Ameisenhügel von einem Gebirge unterscheidet. Dämonische Logik bezieht nicht nur verstandesmäßig faßbare Überlegungen in den Denkprozeß ein – o nein, sie geht viel weiter. Sie ist in der Lage, auch Fakten zu berücksichtigen, die dem menschlichen Denken fremd sind, bei ihm sogar auf Ablehnung stoßen. Dämonisches Denken umfaßt die Gesamtheit aller Denkvorgänge überhaupt, nicht nur die, die der arrogante menschliche Verstand für akzeptabel hält, sondern auch die dunklen Gebiete, die vom Verstand allein nie zu erschließen sind.

Und diese Tatsache ist es ja, die den dämonischen Mächten ihre ungeheuere Macht verleiht. Nur außergewöhnliche Menschen sind in der Lage, diese Mächte zu bekämpfen. Aber es müssen Menschen sein,

die sich in ihrer geistigen Potenz mit den Gewalten der Finsternis messen können. Nur dann können weißmagische Pole entstehen.

Mike Hunter war gewiß kein solcher Mensch. Er verfügte nicht über Damonas ungeheuere Parafähigkeiten. Und trotzdem, trotz dieses gewaltigen geistigen Unterschieds, liebte Damona diesen Mann. Warum? Nun, wer vermag das Gefühl echter und hingebungsvoller Liebe zu definieren? Liebe ist unendlich mehr als bloßes Besitzenwollen! Liebe ist auch – und gerade – der Zusammenklang zweier Seelen.

Aber daran dachte Mike Hunter in diesem Augenblick nicht. Die Gewalt, die Besitz von ihm ergriffen hatte, vertrieb alle störenden Gedanken.

Und dann geschah es!

Die Statue begann zu verschwimmen, verlor mehr und mehr ihre Konturen, wurde zu einer sich ausdehnenden goldschimmernden Wolke. Doch es war keine bloße Wolke. Was in ihr wirkte, verriet Intelligenz – Zielgerichtetheit.

Wie ein Mantel legte sich der seltsame Nebel um den sitzenden Mann, dessen Augen starr und leblos blickten. Die rauchige Substanz war sorgsam bemüht, jede, auch die kleinste Einzelheit des Körpers zu verhüllen. Sie wirkte wie getöntes Milchglas. Nur undeutlich waren Mikes Umrisse zu erkennen. Ein unbefangener Beobachter mußte das Gefühl haben, eine Puppe verberge sich hinter dem Dunst.

Die Statue hatte inzwischen aufgehört zu existieren. Das letzte Quentchen von ihr war zu goldglänzendem Nebel geworden. Der Augenblick der Versetzung stand dicht bevor.

Von einem Augenblick zum anderen glühte es in dem Dunst auf.

Es war ein großartiger Anblick. Einer von der Art, wie ihn keine Kamera und auch nicht der Pinsel eines großen Malers einfangen kann.

An unzähligen Stellen funkelte es in dem Nebel auf, ungefähr so, als ob sich in ihm viele Millionen Goldstäubchen befänden, die von verschiedenfarbigem Licht getroffen würden. Alle Farben des Spektrums zeigten sich. Von Rot, Orange, Gelb und Grün über Hellblau, Indigo bis Violett. Es war eine unbeschreibliche Farbenpracht – höchst ungewöhnlich als Einleitung dämonischer Vorhaben.

Die Lichthülle verstärkte sich, wurde zuletzt so gleißend, daß menschliche Augen sie nicht mehr ertragen hätten, ohne Schaden zu nehmen. Als sich der Prozeß seinem Ende näherte, strahlte der seltsame Nebel wie eine Miniatursonne. In ihrem Inneren zeigten sich nur noch schemenhafte Umrisse einer sitzenden menschlichen Gestalt.

Die magischen Energien im Inneren des ›Kokons‹ waren in genau dem Moment am Ende ihrer Leistungsfähigkeit angelangt, als das

dämonische Geschehen sein – erfolgreiches – Ende fand.

Es geschah jäh, plötzlich – mit hervorragender Präzision.

Der ›Kokon‹ schien unter der ungeheuren Energieeinwirkung zu platzen. Doch das Seltsame dabei war, daß er nicht nach außen, also in die irdische Raumdimension hinein explodierte, sondern in eine andere Dimension. Nur für einen Sekundenbruchteil zeichnete sich in der explodierenden Lichtfülle ein großer, dunkler Fleck ab, das Bild eines fremden Sternenhimmels zeigend. Dann war alles vorbei.

Das Phänomen stürzte förmlich in sich zusammen. Es war wie ein Wisch, wie ein Flirren, wie es oft bei großer Hitze zu beobachten ist.

Einen verschwindenden Augenblick sah es so aus, als wollten die Konturen der Gegenstände in dem Zimmer unter dem tobenden Anprall der gewaltigen Energiewoge ihre Stabilität verlieren. Doch diese materielle ›Unruhe‹ währte kürzer als der Bruchteil einer Sekunde.

Das Bett, auf dem Mike vor kurzer Zeit gesessen hatte, war leer.

Nur der Abdruck seines Körpers war noch deutlich zu erkennen.

Doch das war auch der einzige Beweis für seine frühere Anwesenheit. Auch die psychische ›Spannung‹ war verschwunden. Der Raum bot sich wieder so dar, wie er sich bisher immer dargeboten hatte – zweckmäßig und nüchtern.

***

Der schmale Spalt in dem Feld der Raum-Zeit-Struktur des Einstein-Kontinuums öffnete sich haargenau an der Stelle, die von den dämonischen Intelligenzen dafür vorgesehen war. Der Fremdkörper wurde förmlich ausgespuckt – natürlich bevor er sich materialisiert hatte.

Erst dann strebte die Atomwolke wieder zusammen, dem für diesen Körper geltenden Plan gehorchend. Und je mehr dieser Prozeß voranschritt, um so mehr kehrte auch das Bewußtsein aus dem Dunkel zurück.

Zuerst kam das unangenehme Gefühl der Schwere. Es wurde begleitet von dem Gefühl des Fallens und abschließend von einem plötzlichen Ruck. Letzterer entstand nach der erfolgreichen Materialisation. Die Rückverwandlung barg auch das einzige Risiko in sich, denn meistens stürzte der noch gleichgewichtslose Körper dabei zu Boden. Um dieses Risiko gering zu halten, kam es darauf an, die Rematerialisation so dicht wie möglich über dem Erdboden stattfinden zu lassen.

Mike stürzte nicht – ein neuer Beweis für die fantastischen Fähigkeiten dämonischer Geistigkeiten. Kaum hatte sein wiedererwachendes Gehirn den Ruck als Folge des Kontaktes seiner Füße mit dem Erdboden registriert, als er auch schon die Augen

aufschlug.

Mike schwankte kurz, aber er fiel nicht.

Nach einem Schlaf oder einer überraschenden Ohnmacht erwartet man selbstverständlich, daß sich nach dem Erwachen auch dieselbe Umgebung zeigt. Ist dies nicht der Fall, etwa nach der Einlieferung in ein Krankenhaus im Stadium der Bewußtlosigkeit, dann empfindet man diese ›andere‹ Umgebung als unnatürlich – wenigstens so lange, bis sich der Verstand mit einer einleuchtenden logischen Erklärung dieses Tatbestandes zufriedengibt.

Genauso war es auch nach dem ›Erwachen‹ Mikes. Das letzte Bild, das ihm sein Gedächtnis zeigte, war das Bild seines Appartements.

Er hatte im Bett gelegen. Und dann hatte ihn ein plötzlicher Impuls dazu getrieben, sich diese Statue noch einmal anzusehen. Mehr wußte Mike nicht.

Begreiflich also, daß sein Verstand erwartete, diese gewohnte Umgebung wieder zu erblicken, nachdem er die Augen aufschlug. Alles andere wäre ja auch im Sinne der menschlichen Vorstellung von der Logik ›unlogisch‹ gewesen – zumindest einer dringenden logischen Erklärung für dieses Anderssein bedürftig.

Der Anblick, der sich Mike bot, war aber derart, daß er sofort die Augen wieder schloß. Eine Fata-Morgana oder irgendeine andere Halluzination mußte ihn narren. Ausgeschlossen, daß dieser Anblick ihm die Realität zeigte. Er atmete tief ein. Merkwürdig, die Luft roch so eigenartig würzig – tatsächlich, so roch Meeresluft!

Dieser Gedanke löste eine Schockwirkung aus. Dann stimmte das Bild also doch! Wieder öffnete Mike die Augen.

Der Anblick war derselbe. Mike Hunter stand auf einem Hügel, der das Gelände ringsum beträchtlich überragte. Links und rechts erblickten seine verständnislosen Augen Pflanzen, die eine entfernte Ähnlichkeit mit Weinreben aufwiesen.

Sein Blick glitt weiter, über die mittelalterlich anmutende Stadt an der spitzen, dreieckigen Bucht hinweg und dann über den glatten Spiegel des Meeres. Glitt bis zum dunstverhangenen Horizont.

Ein schrilles, nerventötendes Kreischen ließ Mike zusammenfahren und zum Himmel blicken. Es war eine lange Vogelkette, die dicht über den Hügel hinwegstrich. Noch nie hatte Mike ähnliche Vögel gesehen. Sie besaßen ungeheuer lange Hälse. Ihre Schädel hatten eckige Form. Sie waren fast so groß wie der Rumpf.

Und dann durchlief Mike ein Schauder. Tatsächlich, er irrte sich nicht, in den Köpfen saßen drei Augen. Wieder revoltierte Mikes Verstand gegen diese unglaubliche Beobachtung. Es gab keine andere Möglichkeit, er mußte sich getäuscht haben.

Doch wie um seinen Verstand zu strafen, kehrten einige der Vögel zurück und umrundeten den Hügel in einer engen Schleife. Mike

paßte genau auf, strengte seine Augen so fest an, wie er nur konnte.

Einer der Vögel schien neugierig geworden zu sein. Er flog nur wenige Fuß an Mike vorbei. Fast streiften ihn die langen, ausladenden Flügel.

Nur für einen kurzen, verschwindenden Augenblick sahen sich diese beiden so grundverschiedenen Lebewesen in die Augen. Doch für Mike bedeutete dieser kurze Moment eine Ewigkeit. Eine Ewigkeit des Schreckens – denn sein Verstand sagte ihm nun, daß er sich unmöglich auf der Erde befinden konnte.

Denn wo gab es auf der Erde Vögel, die über drei Augen verfügten? Nirgends! Es wäre eine Weltsensation gewesen.

Es waren seltsame Augen. In ihnen schien Intelligenz zu wohnen.

Eine bösartige, grausame Intelligenz. Der Vogel strich vorbei – und kehrte zurück. Als er auf gleicher Höhe mit Mike war, reckte sich der lange faltige Hals blitzschnell zur Seite. Instinktiv warf sich Mike zurück. Trotzdem spürte er den sausenden Luftzug, den der nach ihm hackende spitze Schnabel verursachte. Das Tier kreischte wütend auf, dann folgte es seinen Gefährten, die Kurs aufs offene Meer genommen hatten.

Erst jetzt war Mike in der Lage, über seine Situation richtig nachdenken zu können. Wieder schweifte sein Blick über die nahe, unendlich fremdartig aussehende Stadt. Er schaute schärfer hin, als er auf dem Platz vor dem großen Gebäude ein buntes Gewirr von Menschen erkannte. Die meisten standen vor großen und kleinen Ständen, an denen wahrscheinlich Waren verkauft wurden. Wahrscheinlich ein Markt. Die Bekleidung war grundverschieden von der, die Mike kannte. Von hier oben waren zwar keine näheren Einzelheiten zu erkennen, aber so etwa mußten die Menschen im Mittelalter angezogen gewesen sein.

Und dann erfaßten seine Augen die Schiffe in dem kleinen Hafen.

Es waren Segelschiffe, kleinere und größere. Und links der schwarze Schatten an der Kaimauer? Mike sah lange Ruder aus dem Schatten herausstechen – eine Galeere! Die Bugspitze des unheimlich wirkenden Schiffes bildete eine finstere Drachenfigur. Mike konnte die Einzelheiten nicht genau erkennen, doch seine Sinne registrierten den Hauch des Übels, der von der Galeere auf ihn zuwehte.

Es gibt Situationen, wo das Unglück buchstäblich knüppeldick kommt. Eigenartig dabei ist, daß der Verstand oft die ersten Anzeichen dieser Unglücksserie gar nicht wahrhaben will, sie gewissermaßen ins Unbewußte verdrängt. Wahrscheinlich tut er dies deshalb, um einen jähen, panikartigen Schock zu verhindern.

So stellte sich auch die Situation bei Mike dar. Er war ein sehr intelligenter und scharfsinniger Mann. Schon die allerersten Beobachtungen hatten ihm gezeigt, daß etwas Entscheidendes mit ihm

passiert sein mußte. Etwas, das sein Verstand nicht einordnen konnte.

Und dann, nach dem Anblick dieser seltsamen Vögel war ihm auch bewußt geworden, daß es solche Tiere auf der Erde nicht gab. Sein Verstand war es dann, der ihm einredete, daß er sich unmöglich auf der Erde befinden könne. Es war eine vernünftige, der Logik gehorchende Feststellung.

Doch Mike wehrte sich gegen diese unglaubliche Vorstellung.

Nein, sie bedeutete eine noch größere Unmöglichkeit. Und wenn sie noch so logisch war – sie mußte falsch sein. Schließlich gab es ja auch sogenannte Wachträume. Träume, die derartig plastisch sind, daß man vermeint, die Geschehnisse in diesen Träumen wirklich zu erleben. Und so einen Traum träumte er eben – damit mußte er sich abfinden. Aber einmal würde der Augenblick des Erwachens für ihn kommen. Dieser Gedanke war es, der Mike tröstete. Er konnte nicht wissen – wenigstens jetzt noch nicht – daß die sich bald überstürzenden Ereignisse seinen Glauben an die Irrealität seines jetzigen Lebens aufs schwerste erschüttern würden.

Doch im Augenblick fühlte er sich getröstet. Mike war sogar in der Lage, die Dinge um sich herum – Pflanzen, Menschen und Tiere, völlig gelassen zu beobachten. Sicher, Menschen hatte er bisher nur aus der Ferne zu sehen bekommen, aber das würde sich sehr bald ändern.

Diese merkwürdige Gemütsverfassung war es, die auf Mike im wahrsten Sinne des Wortes immunisierend wirkte. Wenn es nur ein Traum war – im Augenblick war er noch davon überzeugt – dann konnte ihm nichts passieren. Dann konnte er sich sogar den Eindrücken ganz hingeben, etwa wie ein unbeteiligter Beobachter.

Ohne daß er davon Notiz nahm, setzten sich seine Füße in Bewegung und strebten der nahen Stadt zu. Die Sonne strahlte von einem wolkenlosen Himmel. Das glatt daliegende Meer glich einem plangeschliffenem Saphir, aus dem das Himmelslicht Kaskaden blauer Funken löste. Die Luft war mild und warm.

Die ersten Häuser tauchten auf. Sie waren durchaus mit alten Bauernhäusern vergleichbar. An Mikes Ohren drang das Muhen hungriger Kühe und das unverwechselbare Blöken von Schafen. Diese Töne – durchaus irdische Töne – verschafften Mike weitere Erleichterung. Er brach sich einen gut als Stock geeigneten Ast von einem der Bäume und schwang ihn unternehmungslustig durch die Luft.

Er erlebte ein Abenteuer! Zwar nur in Gestalt dieses seltsamen, unfaßlichen Traumes – aber für ihn war dieser Traum vergleichbar mit der Wirklichkeit.

Der Feldweg mündete in eine Straße. Sie war holprig und führte in mehreren Windungen zum Mittelpunkt der Stadt. Mikes Schritte verlangsamten sich unwillkürlich. Zögernd ging er weiter.

Und dann befand er sich inmitten des Gewirrs der Häuser. Die meisten von ihnen duckten sich gegen den Erdboden, als hätten sie Angst, von einem Sturm davongeweht zu werden. Einige, besonders festgebaute, vermittelten den Eindruck von Wohlhabenheit, ja sogar von Reichtum.

Menschen begegneten ihm. Meist waren es Frauen, die mit gefüllten Einkaufstaschen vom Markt kamen. Bis auf die ungewohnte Kleidung war ihr Aussehen völlig normal. Einige von ihnen stutzten bei dem Anblick des Fremden und blieben stehen. Als Mike sich umschaute, sah er, daß die Frauen ihm nachstarrten. Erst jetzt fiel ihm auf, daß sie allesamt freudlose Gesichter zur Schau trugen. In nicht einem einzigen hatte er auch nur den Anflug eines Lächelns gesehen. Wind strich über sein erhitztes Gesicht. Er war feucht und warm, schwer vom Atem der grenzenlosen See. Mike holte tief Luft.

Dieser ›Wachtraum‹ war sehr seltsam!

Unsicher ging er weiter. In seinem Rücken spürte er die Blicke der ihm nachgaffenden Menschen. Nun ja, mit seiner Kleidung mußte er ihnen zumindest so fremdartig vorkommen wie sie ihm.

Kurz darauf öffnete sich die schmale Straße, der Marktplatz lag vor ihm. Die Häuser, die ihn umsäumten, mußten ihrem prachtvollen Äußeren nach zu schließen samt und sonders den bedeutenden Familien der Stadt gehören.

Als Mike an einer kleinen Menschengruppe vorüberging, hörte er in seinem Rücken überraschte Ausrufe. Zu seinem Erstaunen mußte er feststellen, daß er das meiste davon verstand. Tatsächlich, die Leute sprachen Englisch. Es war ein ungewohntes, altertümliches Englisch. Aber immerhin, wenn er sich Mühe gab, konnte er fast alles verstehen.

Mike war in einer eigenartigen Situation. Was sollte er tun? Es hatte keinen Sinn, sich irgendwo ein Versteck zu suchen. Warum auch, das hätte seine Lage nicht im geringsten verbessert. Am zweckmäßigsten war es, sich unter die Menschen zu mischen um von ihnen nähere Auskünfte zu erhalten.

Vor ihm, an der Kopfseite des annähernd quadratischen Platzes, wuchs ein palastähnliches Gebäude in die Höhe. Davor standen Wachen. Mike mußte ein Lächeln unterdrücken, als sein Blick auf die gestreiften Pluderhosen und die langen Spieße fiel. Wahrscheinlich ein Amtsgebäude. Dort würde er hingehen.

Ohne auf die Menschen zu achten, die bei seinem Anblick stehenblieben und ihm tuschelnd und neugierig folgten, bahnte Mike sich seinen Weg – ein großer, athletisch gebauter Mann mit braunen Haaren und kühnen grauen Augen.

Kein Zweifel, er verbreitete eine Aura der Fremdartigkeit, die den Menschen Furcht einflößte. Es war eine Angst, die ihnen nicht bewußt wurde, eine Angst, die tief in ihrem Innern erwacht war.

Die Menschen auf dem Marktplatz hatten den Zweck ihres Hierseins vergessen. Alle starrten auf den Fremden, der sich gerade anschickte, die schmale Gasse zu überqueren, die ihn von seinem Ziel trennte. Außer leisem Tuscheln und Flüstern war nichts zu hören.

Lähmende Spannung lag über dem Platz.

Doch da unterbrach ein gellender Schrei die unnatürliche Stille.

Ein Schrei der Wut. Und die Masse nahm den Schrei gierig auf und auch die Worte, die ihm folgten. Und dann drängten sie auf Mike zu. Ihre Gesichter waren nicht mehr nur neugierig. Es waren Gesichter, in denen der Tod zu lesen war.

Auch Mike hörte den Schrei und die nachfolgenden Worte, die sich inzwischen wie ein Lauffeuer verbreitet hatten.

»Ein Tornaaner! Ein Hund von Tornaan! Tötet die Bestie!«

Zuerst nur von einem einzigen Mann gerufen, breitete sich diese Forderung aus wie eine überschäumende Woge. Immer wilder und fanatischer wurden die Stimmen.

Das Geräusch schneller Schritte ließ Mike herumfahren. Gerade noch im richtigen Augenblick. Ein vierschrötig gebauter Mann stand vor ihm. In seinen weit aufgerissenen Augen saß hemmungslose Wut. Seine klobige Hand hielt einen mächtigen Knüttel. Er riß ihn hoch, dabei einen unartikulierten Schrei ausstoßend. Es konnte keinen Zweifel geben, er wollte Mike niederstrecken.

Mike kam gar nicht dazu, seine Situation zu bedenken. Er war ein vorzüglicher Judo- und Karatekämpfer. Mit einem schnellen, pantherartigen Satz war er bei dem Angreifer und warf ihn mittels eines gekonnten Hüftschwungs über seine Schulter. Es gab einen dumpfen Laut, als der Mann auf den Boden prallte.

Die Menschenmenge antwortete mit Schreien der Wut und der Enttäuschung. Erste Steine flogen.

Mike wich zurück. Gehetzt blickte er sich um. Und dann traf ihn ein kleiner, spitzer Stein an der Wange. Der Schmerz war nicht groß.

Unbewußt griffen seine Finger an die Stelle.

Und dann durchfuhr Mike ein Schock. Es war der Augenblick, als er an seinen Fingern Blut erblickte. Gleichzeitig spürte er bewußt den Schmerz der Wunde.

Ein Wachtraum? – im Traum spürt man keine Schmerzen – also kann ich nicht träumen – ich erlebe die Wirklichkeit! Aber wo bin ich und wie komme ich in diese fremde Welt?

In Sekundenschnelle fuhren diese Gedanken durch Mikes Gehirn.

Lähmend, jede Aktion unterbrechend. Er taumelte zurück. Die Masse, jetzt ihres Opfers gewiß, trampelte grölend hinterher.

Um Mike verschwamm alles. Zu niederschmetternd war die gewonnene Erkenntnis für ihn. Alle Gelassenheit fiel von ihm ab, und übrig blieb – der Mensch.

»Glaubt mir doch! Ich bin kein Tornaaner!« schrie er in die verzerrten Gesichter.

Höhnisches Gelächter brandete ihm entgegen.

»Hört ihr? Er will keine Bestie sein!«

Eine spitze, schrille Stimme wurde laut. Es war die Stimme eines alten Weibes. Ihre Zähne sahen aus, als wären sie zugefeilt, glichen den Zähnen einer Ratte.

»Wo sind jetzt deine Freunde, Tornaaner? He, wo sind sie jetzt? Warum helfen sie dir nicht – dir, einem Feind der Schlange? Wo sind die Ruuls?«

Wieder brandete Lachen auf. Doch es war nicht jenes Lachen, das aus der Freude kommt – dieses Lachen war es ganz gewiß nicht.

Und die Menge kostete diesen Augenblick aus. Voll Behagen. Ob Männer, Frauen oder Kinder – sie lachten alle. Wie ein Krampf war es, der die Menschen überfiel, ein Krampf, der ihre Körper schüttelte.

Mikes Blick fiel auf die Gesichter der Wachen vor dem palastähnlichen Haus. Auch sie lachten, auch in ihren Gesichtern las Mike eine Drohung, deren Kälte ihn entsetzte. Herrgott! Laß diesen schrecklichen Traum enden! Ich bin doch gar nicht wirklich hier! Ich bin doch in Melbourne. Im Hotel Atlantic habe ich ein Appartement. Er schloß die Augen, darauf hoffend, daß der ganze Spuk so jäh ein Ende nehmen würde wie er begonnen hatte.

Aber diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Das Gegenteil war der Fall. Die Menschenmenge, jetzt des bloßen Spielens müde, wollte endlich ihr Opfer.

Und dann waren sie über ihm. Fäuste reckten sich ihm entgegen und schlugen zu. Der säuerliche Schweißgeruch ungewaschener Leiber ließ in Mike würgenden Brechreiz hoch steigen.

Eigenartig, von den Schlägen merkte er kaum etwas. In dieser Beziehung hatte sein Bewußtsein abgeschaltet. Dafür wurde es langsam dunkler um ihn. Die Rufe und Beschimpfungen wurden leiser, kamen endlich wie aus weiter Ferne. Bevor Mikes Bewußtsein endgültig auslöschte, hörte er noch eine scharfe, befehlsgewohnte Stimme. Dann war noch Schwärze um ihn, die Schwärze des Vergessens.

***

Mikes Erwachen wurde von einer Woge des Schmerzes begleitet.

Jede Stelle seines Körpers schrie ihn hinaus. Mike stöhnte und warf sich hin und her.

Und dann hörte er eine grausame Stimme:

»Los, gebt’s ihm! Der Hund von Tornaan ist erwacht.«

Kaum waren diese Worte zu Ende, als ein Schwall kalten Wassers sich über Mike ergoß. Einige Tropfen davon gerieten in seine

Luftröhre. Er hustete krampfhaft und voller Qual. Gelächter erscholl.

»Hoho, seht ihr, wie gut ihm der Guß getan hat! Gebt ihm noch einen! Er wird dem edlen Herrn die letzten Schlafreste vertreiben helfen.« Das Gelächter wurde zu einem lauten Wiehern.

Diesmal war Mike vorbereitet. Er hielt den Atem an, als das Wasser auf seinen Körper klatschte. Dann schlug er die Augen auf.

Der Anblick hatte alptraumhaften Charakter. Er sah sich auf dem Boden liegen. Es war Holzboden. Seltsam, daß er schwankte. Mikes Augen wanderten in die Höhe. Ein dichter Ring von Menschen umgab ihn. Ihre grinsenden, schadenfrohen Gesichter hoben sich gegen das Blau des Himmels ab wie unnatürliche Zerrbilder.

Alle waren in tiefes Schwarz gekleidet. Die trikotähnlichen, dicken Hemden waren schwarz, ebenfalls die Halstücher und die enganliegenden Beinkleider. Jeder von ihnen trug einen breiten Gürtel, in dem mehrere längere und kürzere Messer sowie eine Art Säbel Platz fand. Die Füße steckten in derben Stiefeln.

Einer unterschied sich nicht nur in der Kleidung von den anderen.

Es mußte sich um den Anführer handeln. Er überragte seine Untergebenen um mehr als Haupteslänge. Auch unter dem Hemd sah man das Spiel der schwellenden Muskeln. Wie ein Gebirge ragte dieser Mann auf, den Eindruck titanischer Kraft vermittelnd.

Um seinen Hals schlang sich eine golden glitzernde Kette. Sie trug einen großen, ungefähr zehn Zoll durchmessenden Anhänger. Man konnte schon fast von einer Brustplatte reden. Es war ein merkwürdiger Anhänger. Sein äußerer Begrenzungsring wurde von sieben Schlangenköpfen gehalten. Die langen, gespaltenen Zungen zielten auf die Mitte des Anhängers hin, verankerten sich in einem geschliffenen Stein, der ein düsteres rotes Licht imitierte. Das Halstuch des Anführers war nicht, wie die der anderen, schwarz, sondern dunkelrot.

In Sekundenschnelle machte Mike diese Beobachtungen. In einer Zeit, die zwischen wenigen Herzschlägen liegt.

Und dann wurde ihm bewußt, daß er sich auf einem Schiff befand.

Wieder schwankte der Boden, doch diesmal hörte er auch das unverwechselbare, knarrende Geräusch schwerer Ruderblätter.

Es gibt Augenblicke der Intuition, die Gewißheit bringen. Unbeeinflußt von dem Erkennen und Verarbeiten bestimmter Fakten durch das Gehirn formt sich im geistigseelischen Bereich eine ganz bestimmte Vorstellung. Fast immer kann man darauf gehen, daß sich diese Vorstellung als richtig erweist, eine staunenswerte Übereinstimmung mit der Realität besitzt.

So auch hier! Mike wußte es – er war auf dieser schwarzen Galeere, die er schon von dem Hügel vor der Stadt im Hafen liegen gesehen hatte. Und es konnte keinen Zweifel daran geben, daß er hier als

Gefangener weilte. Unübersehbare Zeichen dafür waren die schweren Ketten, die seine Arme und Beine umwanden.

Der Kapitän – diesen Rang mußte er bekleiden – unterbrach Mikes gedanklichen Monolog.

Er lachte brüllend auf: »Wie dankbar ich Grammon für diesen neuen, fleißigen Ruderer bin.« Seine großen, dunklen Augen glitten wie eine Schlange über den Körper des Gefangenen.

Dann nickte er befriedigt. »He!« brüllte er zum Ruderdeck hinüber, »he, Blerth! Komm her, du räudiger Köter!«

Das eilfertige Trappeln von Füßen durchbrach die Stille. Dann erschien Blerth. Mike schauderte zusammen, als der spindeldürre Mann sich an die Seite des Kapitäns stellte und zu ihm, Mike, herunterblickte. Noch nie hatte er solch grausame und tückische Augen gesehen, noch nie in seinem Leben ein Gesicht, das eine derartige Gemeinheit ausstrahlte.

»Hier hast du den Neuen. Spann ihn gleich gehörig ein! Seine Kräfte werden einige Zeit reichen – und dann«, eine nicht mißzuverstehende Handbewegung folgte.

Blerth grinste schmierig. In seinen Augen – es waren eigenartig farblose Augen – erschien ein hungriger Ausdruck.

»Und was ist mit den beiden Alten, die jetzt das Ruder führen? Sie taugen fast nichts mehr, sind nur noch unnütze Fresser.«

Der Kapitän machte eine gleichgültige Handbewegung.

»Schmeiß sie ins Meer, die Fische wollen auch zu fressen haben.«

Er lachte brüllend auf. Dann wandte er sich um und ging davon.

Im gleichen Augenblick durchraste ein glühender Schmerz Mikes Körper. Blerth hatte ihn in die Seite getreten.

»Los, du fauler Hund! Aufstehen! Du wirst dir dein Brot nicht durch Faulenzen verdienen.« Wieder trat er zu, daß Mike nach Luft schnappte. Gleichzeitig brandete eine Wut ihn ihm hoch, dermaßen heiß und kochend, daß er kaum Luft holen konnte. Sein erster Impuls war, sich auf Blerth zu stürzen. Aber als er in die kalten Augen sah, wurde ihm klar, daß der Sklavenaufseher nur darauf wartete, von ihm angegriffen zu werden. Diese Kreatur war eine Bestie – bar jedes menschlichen Gefühls.

Blerth machte ein enttäuschtes Gesicht, als der Gefangene seine Beherrschung zurückgewann.

Dann zischte er: »Herunter mit dir, tornaanisches Aas!« Er fletschte die bräunlichen Zähne. »Damit ich dich schön fest an die Bank ketten kann.«

Mike ging zu der Treppe, die das niedrige Heckkastell mit dem offenen Zwischendeck für die Ruderer verband. Auf dem gegenüberliegenden Achterdeck flackerte ein Feuer. Soldaten umstanden die mit Holzkohle gefüllte und von einem schweren

Ständer gehaltene Bronzewanne. Gelächter und Scherze drangen herüber.

Unten, im Zwischendeck, herrschte ein infernalischer Gestank. Er ging von den ausgemergelten Gestalten aus, die stumm und in ihr Schicksal ergeben, die langen Ruder betätigten. Genau mittschiffs stand ein Kessel, der mit der darübergespannten Tierhaut als Trommel diente. Sie gab den Takt an, mit dem gerudert werden mußte.

Ein kleiner, schwindsüchtig aussehender Junge bediente sie.

Auf der Ruderbank neben der Trommel saßen zwei Gestalten, denen man kaum mehr ansah, daß es sich bei ihnen um Menschen handelte. Ihre ineinanderverfilzten Haare hingen ihnen bis auf die Knie. Von Gesichtern konnte nicht gesprochen werden. Es waren Totenschädel, mit glühenden Augen darin. Augen, die schon seit langer Zeit die Dunkelheit des Vergessens herbeisehnten. Fleisch war kaum noch an ihren Körpern. Ein Wunder, daß sie solange ausgehalten hatten.

Blerth ging auf die Ruderbank zu. Vor der Bank blieb er stehen. Er sagte nichts, blickte nur auf die beiden Männer hinunter, dabei seine schmalen Lippen zu einem teuflischen Grinsen verziehend.

Die Augen der Männer flackerten vor Angst. Gewiß, seit Jahren schon hatten sie sich den Tod als Erlösung herbeigesehnt. Doch der Wunsch nach dem Tod und jähes, unverhofftes Sterbenmüssen sind zwei Paar Stiefel.

Unter dem Basiliskenblick des Aufsehers verloren die beiden armen Menschen ihre Fassung und heulten schrill ihren Jammer hinaus. Ihre Schultern bebten und ihre Arme zuckten.

»Warum ängstigt ihr euch denn?« fragte Blerth mit sanfter Stimme. »In wenigen Minuten seid ihr von allen Fesseln frei, seid erlöst.«

Er schüttelte verwundert den Kopf. »Ich verstehe euch nicht. Ihr solltet mir danken, daß ihr sterben dürft.«

Mit einer schnellen Bewegung stieß er den klobigen Schlüssel ins Schloß und riß den Männern die Ketten aus den Fußringen. Dann machte er eine auffordernde Handbewegung.

»Und jetzt – springt! Hinein ins Wasser mit euch! Ihr habt Glück, daß es so schön warm ist. Euer Tod wird angenehm sein!«

Blerth leckte sich die Lippen. Man sah ihm an, daß er diesen Augenblick genoß. Ihn schien es nicht zu stören, daß seine beiden Opfer keine Anstalten machten, dem Befehl Folge zu leisten.

Doch endlich war er des Zuschauens überdrüssig. In seinen Augen flammte ein Feuer der Wut auf. Er riß die lange Lederpeitsche mit den eingeflochtenen kleinen Eisenkugeln aus dem Gürtel und ließ sie auf die Männer niedersausen.

»Wollt ihr wohl endlich! Los fort mit euch! Vielleicht taugt ihr wenigstens noch als Fischfutter!«

Einer der beiden schnellte sich plötzlich hoch. Ehe er in die Tiefe

sprang, stieß er noch einen hohen, langgezogenen Schrei aus.

Der andere, es war der, der am Dollbord saß, sackte kurz zusammen. »Jake«, flüsterten seine Lippen, »O Jake, warte, ich komme gleich nach. Aber zuerst muß ich noch was tun.« In seinen Augen glühte es auf.

Blerth schwang seine Peitsche.

»Beeil dich! Spring! Oder soll ich dir Beine machen?«

Doch der Mißhandelte schien die Schläge überhaupt nicht zu spüren. Er stand langsam und bedächtig auf. Dann stellte er sich auf die Bank. Blerth ließ die Peitsche in der Annahme sinken, daß der Sprung gleich erfolgen würde.

Doch darin hatte er sich geirrt. Mit einer ungewöhnlichen, kaum glaublichen Schnelligkeit bückte sich der Mann auf der Bank und griff nach dem Peitschenstiel. Nur die jahrelange aufgestaute Wut konnte ihm die Kraft verleihen, um dem Aufseher das verhaßte Instrument aus der Hand zu reißen.

Alles das geschah im Verlauf von vielleicht einer Sekunde. Stille herrschte. Alle, die das unbegreifliche und erschütternde Schauspiel mit ansahen, waren wie gelähmt.

»Du Teufel!« zischte das abgezehrte Geschöpf. »Nimm das hier! Und das hier! Und das als Zugabe!« Jedesmal sauste die Peitschenschnur hinunter auf den vor Schmerz und Wut brüllenden Mann.

Doch dann hatte sich Blerth von der Überraschung erholt. Mit vor den Kopf gehaltenen Händen kletterte er auf die Bank.

»Du Hund«, gurgelte er. »Warte nur – bevor du stirbst, sollst du die Hölle kennenlernen.«

Ein hohles Lachen antwortete ihm. Noch einmal zuckte die Peitsche herunter. Dann, in dem Augenblick, als Blerths Finger sich um das die Peitsche haltende Handgelenk schließen wollte, sprang der Mann. Es klatschte, als der Körper auf der nur leichtbewegten Wasseroberfläche aufprallte. Die Peitsche hatte er mitgenommen.

***

Seit diesen dramatischen Augenblicken waren Wochen vergangen.

Mike kam die verflossene Zeit vor wie eine lange, qualvolle Ewigkeit. Er konnte von Glück sagen, daß er über einen sportlich gestählten und durchtrainierten Körper verfügte. Bis jetzt hatte er die unerhörte Anstrengung ausgehalten, das für zwei Männer gedachte Ruder allein zu führen.

Aber lange durfte dieser Zustand nicht mehr andauern. Schon jetzt machte sich die schlechte und unzureichende Ernährung bemerkbar.

Bald würde auch sein kräftiger und widerstandsfähiger Körper dieser Strapaze nicht mehr gewachsen sein. Blerth strich um ihn herum wie eine heiße Katze. Man sah es ihm an, daß er sich auf den Augenblick

freute, in dem Mike die Kraft verließ.

Schon oft hatte Mike darüber nachgedacht. Er begriff es nicht, daß man die Rudersklaven so viehisch behandelte. Gesunde Sklaven gaben der Galeere mehr Sicherheit – einfach aus dem Grund, weil sie schneller und ausdauernder rudern konnten.

Die Männer, die vor ihm und hinter ihm saßen, hatten ihm in der vergangenen Zeit manche Information zugeflüstert. So wußte er mittlerweile, daß er sich auf dem Planeten Yllnoor befand, einer Welt, der noch das Pulver fremd war. Und auch, daß die Galeere eines der schnellen und gut bewaffneten Kurierschiffe Lord Halams war. Die Stadt, von der aus sie die Fahrt angetreten hatten, hieß Khont und war die Hauptstadt des gleichnamigen Reiches, das Halam beherrschte.

Wohin diesmal die Reise ging wußte niemand. Aber nach den Gerüchten, die umgingen, mußte es sich um eine ungewöhnlich gefährliche Fahrt handeln.

»Wir sollen einen Orlonen von der Insel Llarn abholen«, hatte Orkal leise geflüstert. Seine empfindlichen Ohren hatten aufgefangen, was Kapitän Ralston einem seiner Offiziere während eines Deckrundgangs gesagt hatte.

Mike hatte gefragt, was es mit dem Orlonen auf sich hätte. In der Antwort hatte Angst und Entsetzen geschwungen.

»Es sind Schlangenwesen – Ausgeburten der Hölle. Sie beten den Teufel an und werden von ihm unterstützt. Bald werden auch Tornaan und Ruul keinen Widerstand gegen die Orlonen mehr leisten können. Es sind die letzten freien Länder dieser Welt. Aber sie haben keine Chance. Der finstere Zauber der Orlonen ist zu mächtig.«

Das und noch mehr hatte ihm Orkal erzählt. Mike konnte sich glücklich preisen, ausgerechnet diesen, für yllnoorische Verhältnisse hochgebildeten Mann zum Gesprächspartner zu haben. Ihr Kontakt war nur in der Stunde nach Mitternacht möglich. Dann schlief alles, und die wenigen Wachen nahmen es nicht so genau mit der Aufsicht.

Mike hatte sich mit Orkal auch über die Möglichkeit einer Flucht mit Orkal unterhalten. Aber er mußte bald einsehen, daß ein solches Vorhaben in jedem Fall zum Scheitern verurteilt war. Die dicken Ketten würden selbst der geballten Kraft von fünfzig kräftigen Männern widerstehen. Nein, nein, hier auf See hatten sie nicht die geringste Chance. In einem Hafen war die Möglichkeit zur Flucht zwar auch nicht viel besser, aber immerhin größer als auf dem Meer.

In den langen Stunden, die Mike mit sich alleine war, hatte er sich immer wieder das Gehirn über diese unbegreifliche Welt zermartert.

Was war das nur für ein Planet. Merkwürdig, die Sternkonfigurationen waren genau dieselben wie sie auch von der Erde zu beobachten waren. Es war zum Verrücktwerden. An die Art seines Herkommens wagte Mike kaum mehr zu denken. Die Gedanken

daran höhlten ihm den Schädel aus und machten ihn wirr und müde.

Immer wieder geisterte in seinen Träumen Damona – die Frau, die er mehr als alles in der Welt liebte. Nur sie konnte ihm noch helfen – wenn es Gott nicht selber tat dann nur sie! Schon längst hatte er die Hoffnung aufgegeben nur von einem ungewöhnlichen Alptraum gequält zu werden. Die Erlebnisse die er hinter sich hatte, wurden gewiß nicht in Alpträumen geträumt.

Jeder Morgen begann wie der vorherige. Ein scharfer Befehl ertönte. Sekunden später dröhnte das Tomtom der Trommel. Sie gab den Arbeitstakt an, den Rhythmus, mit dem sie Sklaven die Ruderblätter durch das aufschäumende Wasser rissen. Und Blerth wachte darüber, daß dieser Takt auch eingehalten wurde.

Im Inneren des nach oben offenen Ruderdecks war von der Außenwelt kaum etwas zu sehen. Nur die Ruderöffnungen gewährten einen winzigen Ausblick.

Die Tage vergingen, sich gleichend in der Eintönigkeit ihres Ablaufs. Oft ertappte sich Mike bei Gedanken, die ihn im Nachhinein entsetzten. Es waren Gedanken, die zu dem Naturell des jungen und lebensfrohen Mannes überhaupt nicht paßten. Gedanken der Resignation und der Ergebung in ein unvermeidlich erscheinendes Schicksal. Manchmal hatte Mike das Gefühl, überhaupt nicht mehr denken zu können. Die immer quälender werdende Anstrengung laugte ihn mehr und mehr aus. Hinzu kam die Marter, die die brennende Sonne verursachte. Mike sah anstatt des Ruders manchmal nur noch glühende Kreise vor seinen Augen tanzen. Von Tag zu Tag wurde es ihm klarer – wenn diese Tortur noch lange anhielt, dann würde er selbst eine gute Möglichkeit zur Flucht nicht mehr ausnutzen können.

Noch etwas fiel ihm auf. Das Essen wurde um eine zusätzliche Mahlzeit ›bereichert‹. Außerdem schonte Blerth plötzlich seine Peitsche. Der Kapitän mußte es ihm befohlen haben, denn seinem mürrischen Gesicht war es deutlich anzusehen, daß ihm diese Enthaltsamkeit höchlichst mißfiel.

»Die Fahrt wird noch lange dauern«, zischelte Orkal in der darauffolgenden Nacht. »Du wirst es sehen. Im Augenblick können sie es sich nicht leisten, Rudersklaven zu verlieren. Vielleicht fürchten sie sich auch vor Feinden.«

Orkal behielt recht. Wieder vergingen die Tage. Sie dehnten sich zu Wochen. Mike fühlte sich wie eine Maschine. Seit Tagen quälten ihn schier unerträgliche Rückenschmerzen. Gestern waren die Schmerzen so stark geworden, daß sich das Dunkel der Bewußtlosigkeit auf ihn herabgesenkt hatte.

Doch dann war Blerth gekommen. Blerth, der seine Peitsche schwang.

Die Schmerzen der Peitschenschläge vertrieben die Bewußtlosigkeit und – es war unglaublich – auch die Rückenschmerzen. Sie waren wie fortgeblasen.

Doch dann kam ein Morgen, der irgendwie anders ›schmeckte‹ als all jene, die hinter Mike lagen. Es roch nach dem Duft frisch gemähter Wiesen – kurzum, es roch nach Land.

Es gab keinen Rudersklaven, der dies nicht empfunden hätte. Sie legten sich stärker in die Riemen, begierig den Augenblick des Anlegens erwartend. Dann konnten sie sich endlich ausruhen, von den gewaltigen Strapazen erholen, die hinter ihnen lagen.

Als die Galeere am Kai anlegte, blickte Mike durch die Ruderöffnung. Doch der winzige Ausschnitt war zu klein um sich ein Bild von Llarn zu machen. Mike sah zwei plump aussehende Gebäude.

Ihrem Aussehen nach zu schließen mußte es sich um Lagerhäuser handeln. Er sah auch Menschen. Sie waren von dunkler, fast schwarzer Hautfarbe. Sie trugen weiße, kaftanähnliche Umhänge.

Später hörte Mike das Trappeln vieler Füße. Es waren die Füße derer, die das Schiff mit neuen Vorräten beluden, sowie die Füße der Männer, die die Galeere verließen um einige Stunden an Land zu verbringen. Scherze drangen an seine Ohren.

Fast alle Rudersklaven hatten ihre Oberkörper weit nach vorne gebeugt. Sie schliefen den Schlaf tiefster Erschöpfung. Obwohl auch Mike sich völlig ausgelaugt fühlte, war er doch auf seltsame Weise wach. Er bemühte sich, es den anderen nachzutun, aber der Schlaf floh ihn.

Und dann quälte ihn wieder die Erinnerung an ein Leben, das sich so diametral von dem jetzigen unterschied wie sich Feuer von Eis voneinander unterschieden. In den letzten Tagen hatte sich Mike oft bei Gedanken ertappt, die ihn schaudern ließen. Gedanken, die sich mit der Frage beschäftigten, ob diese frühere Zeit nicht bloß ein Produkt seiner Fantasie war. Ausgeburt von Fieberträumen!

In Mikes wirre Überlegungen hinein ertönte zorniges Schreien und das wütende, keuchende Brüllen eines sich wehrenden Menschen.

Die Laute kamen näher, waren jetzt besser zu verstehen.

Und dann hörte Mike klatschende Geräusche. Sie waren ihm nur zu gut bekannt. Das war Blerths Peitsche.

»Los, du Hundesohn!« rief der Aufseher. »Aufs Schiff mit dir! Ab heute wirst du rudern! So lange rudern, bis du anfängst, bei lebendigem Leib zu faulen. Und dann…« Blerth sprach nicht weiter.

Die Rudersklaven waren alle wach geworden. Es gab wohl keinen unter ihnen, der für diese ›Abwechslung‹ nicht dankbar gewesen wäre. Außerdem war die Ergänzung der Rudermannschaft für die armen Menschen eine gute Sache. Neue Leute waren noch im Vollbesitz ihrer Kraft, erleichterten die Arbeit der anderen.

Und dann hörte man deutlich, daß der neue Sklave über den schmalen Verbindungssteg auf die Galeere geschleift wurde.

Wenig später wurde eine reglose Gestalt die Treppe, heruntergelassen. Mike konnte die Szene genau beobachten, denn die vom Heckkastell zum offenen Zwischendeck führende Treppe war von seinem Platz genau zu übersehen.

Der Bewußtlose hing in zwei Lederschlingen die sich um seine Brust wanden. Die Männer, die ihn daran herunterließen, gaben nicht sonderlich acht sondern ließen die beiden Seile bereits fahren, bevor die Füße des Unglücklichen den Boden erreicht hatten.

Der Körper krachte auf die Holzplanken.

Lange Minuten vergingen, in denen nichts geschah. Niemand kümmerte sich um den Bewußtlosen, der auf dem Boden des Zwischendecks lag.

In Mike stieg bei diesem Anblick siedende Wut hoch. Was waren das nur für Kreaturen, die einer derartigen Grausamkeit fähig waren? Menschen konnte man diese Geschöpfe wohl kaum nennen.

Zwei behaarte Beine gerieten in Mikes Blickfeld. Sie steckten in derben Stiefeln. Es waren Blerths Beine. Er trug nur seine kurze Hose.

Ein weiterer Mann kam die Treppe herunter. Es war ein Soldat des Begleitkommandos. Er und der Sklavenaufseher rissen den langsam aus seiner Bewußtlosigkeit erwachenden und stöhnenden Mann hoch und schleiften ihn zu der Ruderbank Mikes.

»Rück auf die Seite!« schrie Blerth. Er hob drohend die Peitsche.

Sein linkes Auge war blutunterlaufen. Wahrscheinlich von einem Faustschlag des neuen Galeerensklaven.

Mike schwieg und folgte dem Befehl. Was hätte er auch anders tun sollen?

Ketten klirrten. Es bedurfte nur weniger Handgriffe, um den Gefangenen so an die Ruderbank zu fesseln, daß er sich allein nie mehr davon befreien konnte.

Blerths tückische Augen suchten das Gesicht Mikes.

»Eine Anordnung des Käptns. Ich hätte dich alleine weiterrudern lassen.«

Mike sah an dem Aufseher vorbei, tat so, als ob er seine Worte gar nicht gehört hätte. Blerth entfernte sich fluchend, dabei Mike einen Blick zuwerfend, der nicht mißzuverstehen war. Er würde sich in der näheren Zukunft sehr vorsehen müssen. Aus irgendeinem Grund haßte ihn der Aufseher ganz besonders.

Sein neuer Nebenmann erwachte mit einem zitternden Atemzug.

Die Augen öffneten sich – es waren große, dunkle Augen mit langen, fast mädchenhaften Wimpern.

Einen Augenblick war Stumpfheit in ihnen. Aber das änderte sich rasch. Genau in dem Moment, als der Gefangene sich seiner

fürchterlichen Situation bewußt wurde. Nur wenige Sekunden war sein Blick verständnislos auf die Ketten an seinen Füßen und auf das jetzt hochgestellte Ruder gerichtet. Dann wandte sich sein Kopf auf die Seite und Mike sah in Augen, die einen Ozean an Verzweiflung in sich bargen.

Der letzte Tropfen Blut wich aus dem jungen, anziehenden Gesicht. Und dann öffnete sich der Mund zu einem langgezogenen Schrei des Grauens und des Entsetzens.

In den darauffolgenden Tagen saß Torrox, so hieß Mikes Nebenmann, wie ein Toter auf der Ruderbank. Sein Gesicht war versteint, zeigte nicht die geringste Regung. Mike, der anfangs versucht hatte, mit Torrox ins Gespräch zu kommen, gab sein Bemühen bald auf.

Der Mann war so mit Schmerz erfüllt, daß er nicht ansprechbar war.

Doch dieser Zustand würde sich ändern, dessen war sich Mike gewiß.

An dem Wechsel von Licht und Dunkelheit merkte er, wie die Zeit verging. Jetzt lagen sie schon fünf Tage hier vor Anker. Der geheimnisvolle Passagier schien sich mit seiner Einschiffung Zeit zu lassen.

Den Rudersklaven war dies gerade recht. Sie nutzten den Aufenthalt, um sich von den Strapazen der vergangenen langen Wochen ein wenig zu erholen. Die Zusatzration blieb und Blerth ließ sie in Ruhe. Der Kapitän wollte hinsichtlich der Rückreise anscheinend nicht das geringste Risiko eingehen.

Wieder kam ein neuer Morgen. Die in den letzten Tagen über dem Himmel gelegene Wolkendecke war verschwunden, und die Sonne brannte grell und heiß aus der Bläue. Die Sklaven in dem ungeschützten Ruderdeck brieten wie Fische am Spieß.

Woher ihm dieses Wissen zuteil wurde konnte Mike nicht sagen, aber er ›wußte‹, daß heute ein entscheidender Tag war! Irgendwie schien die Luft mit düsteren Vorahnungen geschwängert. Obwohl die Sonne gleißte, spürte Mike Hunter das Sichnähern jener Finsternis, die ihre Wurzeln im seelischen Bereich hat und die das Grauen in sich birgt.

Vielleicht eine Stunde nach dieser ›Vorahnung‹ hörte Mike das Rollen von Wagenrädern. Dicht vor dem Schiff quietschte es. Mikes Herz klopfte plötzlich bis zum Halse. Das mußte der Orlone sein, vorausgesetzt, Orkal behielt recht. Mike bückte sich. Vielleicht bot sich ihm ein Blick durch die schmale Öffnung zwischen Ruder und Schiffsrumpf.

Er hatte Glück. Das von vier Pferden gezogene, kutschenähnliche Gefährt stand haargenau in seiner Blickrichtung. Vier Soldaten, zwei auf jeder Seite, standen vor der sich gerade öffnenden Wagentür.

Die Männer richteten sich auf, nahmen Haltung an.

Mike war ein Mann, der für sich in Anspruch nahm, kühl und

beherrscht zu sein. Doch hier versagte diese Eigenschaft. Es war der Augenblick, als der zukünftige Passagier der Kutsche entstieg.

Von der Gestalt war nicht allzuviel zu sehen, wenigstens nicht zuerst. Nur ein schwarzer Umhang, unter dem es seltsam wogte. Doch das alles war nichts gegen den Eindruck, der entstand, als sich der Schädel des nichtmenschlichen Wesens zeigte.

Der Anblick war dermaßen scheußlich und grauenerregend, daß Mike seine Beherrschung verlor und einen leisen, entsetzten Schrei ausstieß. Das greuliche Geschöpf, das sich gerade anschickte, den Schiffssteg zu betreten, mußte den Laut gehört haben, denn es blieb abrupt stehen. Das riesige, bestialische Schlangenhaupt richtete sich genau auf die Stelle der Galeere, hinter der Mike auf der Ruderbank saß. Die fast handtellergroßen Augen glühten in einem düsteren Licht auf. Einen kurzen Augenblick hatte Mike das Gefühl, als grabe sich eine fremde, unendlich überlegene Geistigkeit in sein Gehirn ein. Der Druck nahm zu, solange, bis Mike vor Schmerzen aufstöhnte. Dann, von einer Sekunde zur anderen, verschwand er, so, als wäre er nie dagewesen.

Mike lehnte sich zurück. Er zitterte am ganzen Körper. Mein Gott!

Gab es denn so etwas? Das Geschöpf – dieser Orlone – war eine Schlange, eine riesige, ausgewachsene Schlange. Wenigstens was den Kopf anbetraf, denn Mike konnte sich nicht vorstellen, daß diese Kreatur keine Beine besaß. Wie hätte sie sich sonst fortbewegen sollen.

In sein tiefes Entsetzen hinein drang eine längst versunkene Erinnerung. Eine Erinnerung an seine Jugendzeit. Mike hatte mit Vorliebe alte Sagen gelesen. Seine Fantasie entzündete sich an den zum Teil schaurigen Erzählungen. Eine war dabei gewesen, die von einer Schreckensgestalt berichtete: einem Geschöpf, das vollkommen menschlich war – bis auf den Kopf. Anstatt eines menschlichen Kopfes entwuchs den Schultern ein Schlangenhaupt. Diese Kreatur – so berichtete die Sage – war das Produkt einer satanischen Leidenschaft zwischen SETH – dem finsteren Schlangengott – und seiner menschlichen Geliebten.

Mike schauderte zusammen. Nie hätte er geglaubt, daß sich diese alte Sage für ihn noch einmal so bedeutungsvoll erweisen würde.

Doch das Aussehen dieser entsetzlichen Kreatur war es nicht alleine, die in ihm dieses Grauen hervorrief. Es war vielmehr die Erkenntnis, daß in diesem Wesen eine zutiefst teuflische Intelligenz wohnte.

Ohne daß er sich dessen bewußt wurde murmelte Mike: »Mein Gott, eine Schlange!«

Die Worte waren nur geflüstert worden, konnten nur mit Mühe von den Nächstsitzenden verstanden werden. Doch in ein Gehirn waren sie eingedrungen als ob ein glühender Griffel sie darin gebrannt hätte.

Torrox fuhr herum. Mike sah in den dunklen Augen einen Haß lodern, der einer verzehrenden, heißen Flamme glich.

»Was hast du da gesagt?« hörte er ihn mit heiserer Stimme flüstern. »Du sprachst von einer Schlange?« Torrox Hände griffen nach Mikes Arm, umspannten ihn wie eine Schraubzwinge.

Mike befreite sich behutsam. »Ja«, sagte er leise. »Das Geschöpf entstieg einer Kutsche. Von seinem Körper habe ich nichts gesehen, ein schwarzer Umhang verbarg ihn. Doch der Kopf dieses Wesens war der Kopf einer Schlange. Soviel ich hörte, ist es der Orlone, der mit dieser Galeere nach Khont gebracht werden soll.« Er blickte Torrox fragend an. »Du bist so aufgeregt, kennst du ihn?«

Und dann erfuhr Mike Torrox' Geschichte. Und er begriff den Gram und den Schmerz in ihm.

Torrox war von edlem Geblüt, aber arm. Lord Lansing, der Herrscher über Llarn, hatte ihn als Hilfsverwalter seiner Privatgüter in seine Dienste genommen. Lansing hatte eine Tochter. Sie hieß Diana und war von unvergleichbarer Schönheit. Die beiden jungen Menschen verliebten sich unsterblich ineinander. Sie ahnten nicht, daß der heimliche Berater des Lords – und eigentlich der wahre Herrscher über die Insel Llarn, denn Lansing war nur eine Strohpuppe – ihrer Liebe bereits auf die Schliche gekommen war.

Ssluun, das war der Name des Orlonen, paßte diese Liebe nicht.

Sie störte seine Pläne. Er ließ Torrox zu sich kommen und verbot ihm rundweg, sich weiter mit Diana zu treffen.

Doch der junge Mann war sehr stolz und gab dem Schlangenwesen eine verächtliche, ablehnende Antwort. Ssluun hatte nicht geantwortet sondern Torrox nur mit einer kalten Gebärde gebeten, den Raum zu verlassen. Schon einen Tag später war er von den Häschern des Lords verhaftet und ins Gefängnis geworfen worden.

»Und wenige Tage danach kam diese Galeere«, beendete Torrox seine Erzählung. »Dann haben die Schurken mich nach hier gebracht. Ich habe Diana nicht mehr gesehen«, fügte er traurig hinzu.

Er schwieg und starrte vor sich hin.

In den Stunden danach herrschte ein emsiges Kommen und Gehen. Das Geräusch schneller Schritte vermischte sich mit solchen, die langsam und bedächtig waren, so, als ob sie eine schwere Last trügen.

Und dann kam ein alter Vertrauter die Treppe herunter. Es war Blerth, der Sklavenaufseher. Als er auf dem Zwischendeck stand, dicht neben der Trommel, sah er mit einer Miene um sich, daß es den angeketteten Männern fror.

Er lachte wölfisch und sagte: »Morgen früh geht euer Lotterleben zu Ende! Dann dürft ihr euch euren Fraß wieder verdienen. Glaubt ja nicht, daß der Käptn sich plötzlich zu einem Wohltäter verwandelt hätte.« Wieder, wie so oft, ertönte seine wiehernde Lache.

Blerth sah sich um, ging an den Bänken vorbei und schaute jedem seiner Sklaven ins Gesicht. Vor Mikes Bank blieb er besonders lange stehen. Ein häßliches Lächeln lag um seinen Mund als er sagte: »Ich habe das Gefühl, euch beide ganz besonders zu mögen. Glaubt mir, ich werde euch in der nächsten Zukunft meine Liebe genügend beweisen.« In seinen farblosen Augen glühte ein tückisches Licht auf.

Als die Bestie endlich verschwunden war, sagte Torrox mit einer Ruhe die Mike verblüffte: »Wir werden bald fliehen müssen. Wenn wir es nicht schaffen werden wir Khont kaum lebend erreichen.«

Mike lachte bitter auf. »Du hast gut reden. Wie oft habe ich über eine Flucht nachgedacht.« Er zog seine Füße an. Die Ketten klirrten leise.

»Siehst du sie? Wie willst du davon loskommen? Wir haben nichts was uns helfen könnte, nicht das kleinste Werkzeug. Mit den Händen können wir sie schlecht zerreißen«, fügte er ein wenig spöttisch hinzu.

Torrox gab keine Antwort. Er sah sich hastig um und legte dann verstohlen einen Finger auf seinen Mund. Anschließend lehnte er sich zurück, den Anschein erweckend, eine bequemere Haltung einnehmen zu wollen. Doch er ließ Mike nicht aus den Augen. Und dann, plötzlich, blickte er auf seine geöffnete Handfläche. Mike folgte dem Blick und fühlte eine heiße Woge in sich hochsteigen.

Es war nicht zu glauben – Mike dachte zuerst, seine Fantasie spiele ihm einen Streich. Aber der Anblick blieb. Mike sah eine winzige Feile in dem Handteller liegen.

Torrox schüttelte den Kopf zum Zeichen, daß Mike keine Fragen stellen solle. Aber aus den schwarzen Augen traf ihn ein heißer Blitz.

Die Stunden verrannen und es wurde Nacht. In Mike war der erste Gefühlsüberschwang abgeflaut und hatte einer nüchternen Beurteilung Platz gemacht. Sicher, die Feile konnte der Schlüssel zur Rettung sein – wenn alle anderen Faktoren stimmten! Aber immerhin, das kleine Werkzeug gab neue Hoffnung, wirkte unendlich belebend. Und außerdem hatte er, Mike, einen Freund gefunden. Einen Freund, der mit ihm selbst durch die Hölle gehen würde um die Freiheit zu erlangen.

Andere Gedanken durchzogen sein Gehirn. Gedanken, die er schon oft gedacht hatte ohne ihnen auf den Grund zu kommen.

Auch Torrox redete dieses seltsame, altertümliche Englisch. Es war paradox, gedanklich nicht zu fassen – er, Mike, war ohne Zweifel auf einer anderen Welt. Wieso wurde hier diese Sprache gesprochen? Wieso hatte der Mond dasselbe Aussehen wie in den Vollmondnächten auf der Erde. Auch die Sternbilder waren dieselben.

Warum, o warum? Was war Yllnoor nur für ein Planet? Ein verrückter Gedanke durchfuhr ihn wie ein leuchtender Blitz. Ob die Kontinente auch dasselbe Aussehen hatten wie die Kontinente der Erde?

Ein weiterer Blitz folgte, noch stärker und noch gleißender. Ein populärwissenschaftlicher Aufsatz, den er vor Jahren gelesen hatte, kam ihm in den Sinn. Mike erinnerte sich genau. Er hatte nach dem Lesen schallend über den Verfasser gelacht. Von sogenannten Parallelwelten war die Rede gewesen. Der Autor hatte allen Ernstes die Ansicht vertreten, daß es unzählige dieser Wahrscheinlichkeitswelten geben müsse, sogar solche, die zeitlich versetzt seien. Seine Argumentation entbehrte nicht der Logik. Es war keine von den hingeschluderten Hypothesen, mit denen Pseudogelehrte oft versuchen, sich interessant zu machen um einen Markt für ihre haarsträubenden Bücher zu schaffen. Nein, je mehr sich Mike erinnerte – seltsam, daß er es während dieses Augenblicks so glasklar konnte – um so mehr imponierte ihm die Argumentation des Verfassers. Welten der Wahrscheinlichkeit – soviel Welten, wie es Wahrscheinlichkeiten gibt – also auch soviel Erden… Mike erschauerte bei diesem Gedanken. Welches menschliche Gehirn war in der Lage, diese Hypothese bis zum Ende durchzudenken? Keines!

Und dann war da noch die Sache mit diesem Grammon, der ihn in Khond vor der Volkswut bewahrt und ihn auf die Galeere geschafft hatte. Auch hier waren Mike die Zusammenhänge unbekannt.

Schlaf senkte sich über ihn. In wenigen Stunden würde wieder die harte, unmenschliche Fronarbeit beginnen. Er mußte sich ausruhen, Kraft sammeln. Und Kraft würde er notwendig brauchen, wenn er sich zusammen mit Torrox den Weg in die Freiheit bahnen wollte.

Ehe sein Geist in die dunklen Tiefen des Vergessens versank, sah er Damonas Gesicht vor seinen geistigen Augen schweben. Ein junges, stolzes Gesicht mit dunklen Augen unter schwarzen Brauen.

***

Die Sonne entstieg dem Wasser und tauchte den Himmel in ein opalisierendes Flammenmeer. Und der nur von einem leichten Wind bewegte Wasserspiegel nahm die Farbe der Himmelskuppel an, erstrahlte im Glanz schillernder Rottöne. Und je höher der flammende Ball stieg, um so mehr wichen diese Rottöne, machten der warmen Farbe puren Goldes Platz. Wenige Minuten sah es so aus, als ob Meer und Himmel eins wären – eine goldene Unendlichkeit.

Die Galeerensträflinge hatten den mangelnden Wind zu büßen.

Das Rahsegel hing schlapp herunter, behinderte die Fahrt eher, als sie zu unterstützen. Ein scharfer Befehl ertönte. Einige Mann der Besatzung begannen damit, das Segel, wieder aufzugeien.

Im Zwischendeck herrschte brütende Hitze. Die geschundenen und ausgemerkelten Körper der Männer waren, klatschnaß von Schweiß. Das grausame Tomtom drang den Galeerensklaven in die Ohren wie eine Trommel der Hölle. Und immer wieder erhielt der Aufseher vom

Kapitän den Befehl, den Rythmus zu beschleunigen.

Die klatschenden Geräusche der Peitsche und die schrillen Schmerzensschreie der Mißhandelten mehrten sich. Flüche erschollen.

Auch Mike fühlte sich ausgelaugt. Schon seit Stunden hatten sie den Hafen der Insel verlassen. Ihre Mahlzeit hatte wie üblich aus einer Art Haferbrei bestanden. Dazu hatte jeder ein kleines Blechgefäß mit Wasser erhalten. Doch das war schon eine ganze Weile her. In Mike wühlte der Durst. Schon längst hatte sein Körper in den vergangenen Stunden weit mehr an Flüssigkeit verloren als ihm am Morgen zugeführt worden war.

Auf der Ruderbank vor ihm kippte der am Dollbord sitzende Mann mit einem röchelnden Aufschrei nach vorne und erbrach sich.

Doch die Männer waren abgestumpft, nahmen kaum Notiz von dem Vorfall.

Doch um so mehr tat dies Blerth. In seinen Augen funkelte wilde Wut, als er zuschlug.

Als sich keine Reaktion zeigte, der Geschlagene sich nicht bewegte, hielt das Scheusal inne. Blerth ließ die Peitsche sinken und sah verwundert auf den nach vorne gebeugten Mann.

Der Nebensitzer hatte in der vergangenen Minute mit starren Augen der grausamen Tortur zugeschaut. Während dieser Zeit rötete sich sein Gesicht derart, daß es die Farbe einer reifen Tomate annahm. Die Wangenmuskeln schienen sich selbständig machen zu wollen. Sie sprangen aus der Haut, zuckten wieder zurück und begannen das Spiel von neuem. Die Augen des Mannes verloren zwar ihre Starre, aber sie gewannen dadurch nicht an Lebendigkeit. Es waren die Augen eines in die Enge getriebenen Tieres, das keinen Ausweg mehr sieht und sich für eine Verzweiflungstat rüstet.

Zum ersten Mal während seiner Tätigkeit als Sklavenaufseher vergaß Blerth das oberste Gebot der Vorsicht; sich nie allein in die Reichweite der Sklaven zu begeben. Er gehorchte einem Augenblicksimpuls und beugte sich zu dem still in seinen Ketten hängenden Mann hinunter.

Doch kaum hatte er das getan, als der Nebenmann das Ruder blitzschnell fahren ließ und mit einer schlangenhaften Bewegung seiner Arme nach Blerths Peitsche griff. Es klatschte häßlich, als sich die schmalen Lederschnüre mit den darin eingeflochtenen Eisenstückchen in Blerth's Gesichtshaut gruben. Die Bewegung erfolgte so schnell, daß Blerth keine Zeit zur Reaktion blieb. Als die Peitsche wieder zurückzuckte, waren die Schnüre blutig.

Erst in diesem Augenblick brüllte Blerth seine Not heraus. Brüllte so laut, daß alle anderen Geräusche davon übertönt wurden.

Das Gebrüll ebbte ab, wurde zu einem verzweifelten Jammern.

Der Aufseher hatte sich aufgerichtet und schwankte hin und her.

Das Jammern schwoll wieder an, wurde zu einem spitzen Kreischen.

Blind taumelte Blerth zu der Stelle, wo er die Treppe nach oben wußte.

Der Mann, der diese schreckliche Tat begangen hatte, blickte mit irren Augen um sich. Unverständliche, brabbelnde Laute kamen über seine Lippen. In seinen Mundwinkeln bildete sich weißer Schaum. Es konnte keinen Zweifel geben – der Mann war irrsinnig geworden. Die Anstrengung des Ruderns, die glühheiße Sonne und dann die grausame Mißhandlung seines Nebenmannes hatten ihn um den Verstand gebracht.

Kapitän Ralston kam mit drei Soldaten die Treppe herunter. Ohne nach rechts oder links zu schauen ging er schnurstracks zu dem fast noch im Knabenalter stehenden taktgebenden Trommelburschen und flüsterte leise mit ihm. Unter dem Blick des Kapitäns kroch der Junge förmlich zusammen.

Dann richtete sich Ralston auf. In seinen Augen lag eisige Kälte. Er deutete auf den Irren, der blöde vor sich hin lachte. Die Soldaten schlossen seine Ketten auf und rissen ihn aus der Bank.

»Fort mit ihm – nach oben.«

Der Ton des Kapitäns war von Wort zu Wort lauter geworden. Mit funkelnden Augen blickte er um sich.

Doch die Männer schwiegen. Es gab wohl keinen unter ihnen, der die Tat des Irren nicht begrüßt hätte. Zu schrecklich war das Regiment des Aufsehers gewesen.

Ralston deutete auf Mike. »Du da, setzt dich auf die leere Bank! Du wirst das Ruder alleine führen!« Seine fast schwarzen Augen glitten zu Torrox. Doch der junge Mann dachte genauso wenig wie Mike daran, die Augen niederzuschlagen. Die beiden Männer vermieden jeden – unnützen – Affront, aber ihre Haltung strahlte Furchtlosigkeit aus.

Über Ralstons Gesicht glitt ein bösartiges Lächeln.

»Ach – so ist das? Ihr beiden scheint mir noch nicht die richtige Einstellung gefunden zu haben. Nun gut, dann werdet ihr die Ruderbänke bis nach Khont allein besetzen dürfen. Mal sehen, ob ihr das schafft.« Der Kapitän winkte zwei der Soldaten befehlend zu.

Kurz darauf saß Mike auf der vorderen Bank.

Die folgenden Stunden wurden zu einer höllischen Tortur.

Doch damit war der ereignisreiche Tag noch nicht zu Ende. Wenigstens nicht für Mike. Eine folgenschwere Begegnung wartete auf ihn.

Als zwei Soldaten die Treppe herunterkamen, ahnte er noch nicht, was ihn erwartete. Er wußte auch nicht, was es zu bedeuten hatte, als sie ihn von der Kette lösten.

»Trödle nicht herum!« brummte der eine, als sich Mike langsam und mühselig in die Höhe stemmte. Er konnte kaum stehen. Seit vielen Wochen war es bis auf die Verrichtung der Notdurft das erste Mal, daß

ihm eine andere Haltung als die sitzende erlaubt war.

Schwindel erfaßte ihn und bunte Lichter, Zeichen seiner Schwäche, tanzten einen farbigen Reigen vor seinen Augen.

»Verdammt, ich habe dir gesagt, du sollst nicht trödeln!« Der Soldat gab Mike einen Stoß, der ihn gegen eine andere Ruderbank schleuderte. Keuchend rappelte er sich auf. Sein Magen begann zu revoltieren. Ihm war plötzlich speiübel. Er wankte auf die Tonne zu, die für Abfälle vorgesehen war. Sie war leer – hier gab es keine Abfälle. Und dann erbrach er sich.

Allmählich wurde ihm besser. In raschen, tiefen Zügen pumpte Mike Luft in seine Lungen, um wieder schnell einen klaren Kopf zu bekommen. Die Soldaten warteten schweigend. Anscheinend hatten sie eingesehen, daß mit Brachialgewalt hier nichts auszurichten war.

Nur allmählich wich die Übelkeit von Mike. Doch dafür wuchs die beklemmende Schwäche. Als er die Treppe zum Heckkastell hinaufstieg, zitterten seine Beinmuskeln von der ungewohnten Anstrengung.

Die beiden Soldaten gingen hinter ihm. Mike grinste verzerrt. Anscheinend taten sie das, um ihn aufzufangen, wenn er stürzen sollte.

Auf dem Heckkastell wartete bereits Ralston auf ihn. Er machte ein finsteres Gesicht, aber Mike sah die Furcht in seinen Augen.

Ralston wies auf eine Kajütentür. Es war die Kapitänskajüte.

»Geh da rein! Da wartet jemand auf dich«, befahl er mit barscher Stimme. Doch seine Augen wirkten unstet. Mike kam es vor, als ob der Kapitän es geflissentlich vermied, sie auf die bezeichnete Türe zu richten.

Mike nickte. Er wunderte sich, als er der Kajüte zustrebte. Was Ralston nur hatte? Kein Zweifel, tief in den Augen des Schiffsführers hatte Mike eine Angst gesehen, wie er sie bei diesem brutalen Mann nie vermutet hätte. Es war keine ›normale‹ Angst, jene, die sich an der Oberfläche bewegt – nein, es war kreatürliche Angst, die Angst der Psyche vor dämonischer Widernatürlichkeit.

Doch je mehr sich Mike der Kajütentür näherte um so stärker empfand er das Gefühl des Grauens. Es war wie ein immer dichter werdender dunkler Nebel, der das Licht verschluckt und in sich die Finsternis birgt.

Mike fühlte, daß sich ihm die Haare aufstellten. Sein Atem ging flach und rasch. Alle Fasern seines Seins wehrten sich dagegen, weiterzugehen, die Kajüte zu betreten. Jetzt, in diesem Augenblick, verstand Mike den Kapitän. Die unheimliche Nachbarschaft des schlangenhäuptigen Wesens mußte unsäglich bedrückend wirken.

Doch Mike war durch Damona an das Wirken dämonischer Mächte gewöhnt. Er hatte Situationen durchmachen müssen, gegen die die

jetzige ein Nichts bedeutete. Natürlich konnte sich das noch ändern, damit mußte er sich abfinden.

Ohne daß sich Mike dessen bewußt wurde, ballten sich seine Hände zu Fäusten. Es war eine Art Trotzreaktion dem absolut Bösen gegenüber. Irgendwie, aus welchen Bereichen auch immer, pulste neue Kraft durch seinen Körper.

Er streckte die Hand aus, um nach dem Bronzeknauf zu greifen.

Bevor er die Tür nach außen zog, drehte er sich um – und sah in das Gesicht Ralstons. Neben ihm standen einige seiner Offiziere. Keiner von ihnen bewegte sich – ihre Augen flackerten.

Und dann zog Mike entschlossen an dem Knauf. Es war besser, die Angelegenheit schnell hinter sich zu bringen. Zögern und Zagen brachten ihn nicht weiter.

Halbdunkel umfing ihn, und ein Geruch wehte auf ihn zu, der aufs neue die Übelkeit in ihm weckte. Doch diesmal war es die Übelkeit der Seele, nicht die des Leibes. Es war ein unbeschreiblicher Geruch, süßlich, aasartig, mit einer Spur von Moschus.

Mike blieb stehen. Er strengte seine Augen an, um jenes Wesen zu entdecken, das nach ihm verlangt hatte.

Und dann sah er das schreckliche Geschöpf auf einer niedrigen, diwanähnlichen Liege sitzen. Nur schattenhaft waren die Konturen des Wesens zu erkennen. Das heißt, von Konturen konnte im Sinne des Wortes eigentlich nicht gesprochen werden. Es waren nur die Umrisse des verhüllenden Umhangs.

Doch eines verhüllte das Gewand nicht: das Schlangenhaupt. Von ihm ging eine Aura finsterer, dämonischer Majestät aus. Die riesigen Augen flammten in allen Rotschattierungen. Feuer schien aus ihnen zu züngeln.

Es war kein ›normaler‹ Schlangenkopf. Hier konnte Mike es ganz genau erkennen. Es war ein schreckliches Zerrbild – eine grausige Mischung zwischen Mensch und Tier.

Das Wesen hatte eine hohe Stirn, doch der Schädel war vollkommen unbehaart. Die Ohren waren nur angedeutet. Das ›Gesicht‹ besaß keine Brauen, auch nicht das, was man als Augenhöhlen bezeichnet. Die fast handtellergroßen Augen saßen auf der Haut – welche Farbe mochte sie wohl haben? – als wären sie dort aufgeklebt worden. Die Nase war nur schwach herausgebildet. Nur der Mund machte eine Ausnahme. Es war der Mund eines Menschen. Ein Mund mit messerscharfen, grausamen Lippen. Doch unter den Lippen saß kein Kinn. Noch nicht einmal die Andeutung eines solchen.

Aber alle diese Einzelheiten genügten nicht, um die unheilvolle, mächtige Ausstrahlung dieses Wesens nur im entferntesten zu erfassen. Das Zerrbild, das diese monströse Kreatur darstellte, wirkte eigentlich nur unterstreichend.

Ssluun sprach – leise und zischelnd. Mike spürte den Spott und den abgrundtiefen Hohn, der in der ekelnen Stimme schwang.

»Nun, hast du dich satt an mir gesehen? Weißt du, wer ich bin?«

Der üble Geruch verstärkte sich, als Ssluun seinen Mund öffnete.

Mike schauderte zusammen. Der Mund war zwar menschlich, aber nie und nimmer die Zähne – es waren die Zähne einer Schlange.

Mike hatte die beiden langen Eckzähne deutlich gesehen. Ob sie Gift enthielten?

»Nein, ich kenne dich nicht«, antwortete er wahrheitsgemäß.

Ssluun nickte mit dem Kopf. Ihn schienen diese Worte nicht im mindesten zu verwundern.

Und dann, von einer Sekunde zur anderen, öffneten sich seine Augen. Sie wurden immer größer, wurden zu feurigen Ozeanen.

Mike schwankte unter diesem übermächtigen mentalen Angriff.

Verzweiflung erfaßte ihn. Dieser Kraft hatte er nichts entgegenzusetzen.

Ssluun stieß ein leises Lachen aus. Es hörte sich fast wie ein Zischen an. Das dämonische Geschöpf griff stärker zu, überschwemmte seinen Besucher mit der ganzen, unmenschlichen Kraft seines gewaltigen Geistes.

Mikes Bewußtsein taumelte – und fiel wie ein Stein in den Abgrund tiefster Dunkelheit. Doch es war nicht das Dunkel der Reglosigkeit. Mike hörte wispernde Stimmen. Eine davon kam ihm bekannt vor. Sie hörte sich an, als wäre es seine eigene Stimme. Sie klang müde und monoton. Und dann war da noch eine andere Stimme. Doch ihre Sprache war durchsetzt mit Zischlauten.

Kurz darauf griff etwas machtvoll nach seiner Sphäre und entriß sein Bewußtsein der Dunkelheit.

Mike öffnete die Augen. Er schwankte. Sein Körper klebte von Schweiß. Lange Sekunden konnte er sich nicht zurechtfinden.

Doch dann hörte er Stimmen. Eine davon gehörte dem Kapitän.

Eine andere dem Steuermann. Beide Männer schienen sehr aufgeregt zu sein. Mike zwang sich zur Konzentration.

»Sie werden uns in spätestens einer halben Stunde erreicht haben«, rief Ralston mit erbitterter Stimme. »Ich brauche jeden Mann. Der Kerl muß wieder hinunter ans Ruder.«

In den Augen des Orlonen blitzte es grell auf. Die beiden Männer an der Tür wichen unwillkürlich einen halben Schritt zurück.

Als Ssluun antwortete, schwang eine unbeschreibliche Drohung in seinen Worten. Der Kapitän und sein Steuermann standen da wie Salzsäulen – in starrer Reglosigkeit.

»Ihr habt mich in einer äußerst wichtigen Handlung gestört«, zischte der Orlone. »Ihr Tölpel, wißt ihr nicht, daß uns kein Gegner etwas anhaben kann! Auch dann nicht, wenn es sich nicht nur um drei,

sondern um unendlich viel Gegner handelt! Solange ich auf diesem Schiff bin, ist jeder Angreifer verloren! Diesmal werde ich euch euere Dummheit noch durchgehen lassen, aber paßt auf, daß es kein Nächstesmal gibt!«

Ssluun machte eine herrische Kopfbewegung. Die beiden Männer stolperten aus der Kajüte, mit Sicherheit froh darüber, nicht mehr in die schrecklichen Augen blicken zu müssen.

So also liegen auf Yllnoor die Machtverhältnisse, dachte Mike. Orkal hatte ihm zwar schon darüber berichtet, aber Mike hatte nicht so richtig daran glauben wollen. Doch jetzt war er davon überzeugt, daß Orkal eher noch untertrieben hatte. Diese Orlonen konnten nicht mit menschlichen Maßen gemessen werden. Hier handelte es sich um Wesen, deren Psyche aus der Vermählung zwischen dem Feuer der Hölle und der Kälte zwischen den Sternen entstanden sein mußte. Diesen Geschöpfen war alles menschliche Fühlen zutiefst fremd. Gegen sie war selbst ein Mensch wie Blerth ein mitleidvolles Wesen.

Mike erschrak. Fehlte noch, daß Ssluun in der Kunst des Gedankenlesens bewandert war. Dann würde ihm selbst die geheimste Regung seiner Seele nicht fremd bleiben. Unwillkürlich atmete Mike schneller. Dann würde diese Bestie auch Kenntnis von Torrox und seiner Feile haben. Vielleicht wußte Ssluun schon um ihre Absicht.

Vielleicht machte es ihm ein teuflisches Vergnügen, sie beide wie Fische an der Angel zappeln zu lassen.

Mike wurde es heiß bei diesem Gedanken. Er warf einen unsicheren Blick auf Ssluun. Doch dieser schien ihn gar nicht zu beachten.

Er stand reglos an seinem Platz, die machtvollen dämonischen Augen bis auf schmale Schlitze geschlossen. Irgendwie machte er den Eindruck, als ob er in sich hineinhorchen würde.

Doch kaum war Mike dieser Gedanke gekommen, als sich die hypnotischen Schlangenaugen wieder öffneten. Mike schauderte zusammen, als sie sich auf ihn richteten.

Mit einem schwachen, trockenen Rascheln bewegte sich die verhüllte Gestalt. Sie kam näher, immer näher mit Bewegungen, die unmöglich von menschlichen Gliedmaßen herrührten. Etwas Gleitendes haftete ihnen an, etwas, das die Assoziation eines sich windendes Schlangenleibes vermittelte.

Und dann stand der Orloner dicht vor Mike. Wieder spürte der Mensch die ekelhafte Ausdünstung des Bösen, die von Ssluun ausging. Sie allein war schon so stark, daß Mike alle Kraft in sich mobilisieren mußte, um ihr zu widerstehen.

Und dann sprach Ssluun – mit weichen, sanften Zischlauten:

»Ich habe versucht, deine Seele zu erforschen, doch sie kam mir unendlich fremd vor. Auch deine Gedanken scheinen wie in einer fremden Sprache geschrieben worden zu sein. Noch kann ich sie nicht

entziffern.« Die Stimme erhielt einen Ausdruck tödlichster Drohung. »Noch nicht! Aber bald werde ich es können. Nur eines weiß ich schon jetzt: du bist ein Fremder auf diesem Planeten – das ist auch der Grund, daß ich deine Seele noch nicht ergründen konnte.«

Die unmenschlichen Augen glühten auf. Wieder spürte Mike, daß etwas in seinen Kopf hineingriff, tief in sein Gehirn. Er stöhnte auf.

Sofort ließ der Druck nach. Ssluun schien einzusehen, daß er nur mit Geduld vorankommen konnte.

»Komm!« befahl er. »Komm und sieh, wie groß meine Macht ist!«

Ssluun öffnete die Kajütentür und trat auf das Heckkastell hinaus.

Mike folgte ihm.

Welche Männer es auch waren und welchen Dienstrang sie auch bekleiden mochten – beim Anblick des Orloners erstarrten ihre Gesichter und ihre Augen wurden dunkel vor Angst. Diejenigen, die es einrichten konnten, verließen das Heckkastell, andere, wie Ralston und einige seiner Offiziere, mußten notgedrungen bleiben.

Der Kapitän warf Mike einen wütenden Blick zu. Dann brüllte er:

»Verschwinde! Mach, daß du ans Ruder kommst! Los, sonst mach ich dir Beine!«

Doch bevor Mike dem Befehl nachkommen konnte griff Ssluun ein.

»Der Mann bleibt in den nächsten Tagen bei mir. Er wird während dieser Zeit nicht bei den Sklaven sein. Ich brauche ihn. Aber danach kannst du ihn haben und mit ihm machen, was du willst.«

Ralston war über diese Auskunft einen Augenblick fassungslos. Er schluckte mehrmals, bevor er sie verdaut hatte. Dann warf er Mike einen Blick zu, der diesem zur Genüge andeutete, was ihn bei seiner Rückkehr erwartete.

Doch dann besann sich der Kapitän auf die Gefahr, die dem Schiff drohte. Er wies auf die drei Schiffe, die vor einer guten Stunde wie Wölfe aus dem dichten Nebel geschossen waren und seit diesem Zeitpunkt alles dransetzten, die Galeere einzuholen und zum Kampf zu stellen.

Es waren ebenfalls Galeeren. Zwei davon waren von roter Farbe.

Die Spitzen ihrer Masten trugen das Banner von Tornaan – den silbernen Löwen auf rotem Grund.

Die dritte Galeere hatte einen tiefblauen Anstrich. Auch ihre Mastspitze trug ein Banner: einen strahlenden Sonnenball auf tiefblauer Unterlage. Es war das Banner von Ruul.

Die drei Galeeren kamen unerbittlich näher. Nicht der Wind trieb sie so schnell voran, nein, es waren die Ruderer dieser Galeeren. Es waren keine Sträflinge, sondern freie Männer. Körperlich nicht schlapp und ausgelaugt, sondern bei voller Kraft. Und sie ruderten, als gelte es ihr Leben. Es war der Stolz, der ihre Muskeln mobilisierte, und die Wut auf Khont, das sich mit den Orlonen verbündet hatte und sich

anschickte, auch die letzten freien Reiche zu erobern und seinem Herrschaftsbereich einzuverleiben.

Und während sich die Männer an den Riemen fast die Seele aus dem Leib ruderten, versammelten sich die Krieger auf den gedeckten Plattformen der Vorschiffe. Sie brannten vor Kampfeslust. Endlich einmal waren sie in der Überzahl. Sonst war es immer umgekehrt gewesen. Doch heute würde das verfluchte Schiff der Schlange bald mit dem Meeresboden Bekanntschaft machen.

Ralston biß sich die Lippen blutig, als er den schnell aufkommenden Feind beobachtete. Dann ließ er seinen Arm sinken mit dem er auf die Schiffe gedeutet hatte. Er wandte den Kopf und sah Ssluun mit einem wilden Blick an. Er sagte nichts, aber dafür sprachen seine Augen um so mehr.

Der Orlone schenkte dem Kapitän nicht einen einzigen Blick. Für dieses Geschäft waren die Menschen nichts anderes als Werkzeuge, deren man sich bediente. Auch als er seine nichtmenschlichen Augen auf die drei Schiffe richtete, war nicht die geringste Regung in ihnen zu erkennen. Keinen Ärger, keinen Zorn – nichts! Schon allein das Fehlen solcher oder ähnlicher Gefühle zeigte, was Ssluun von diesen Gegnern hielt.

Inzwischen waren die drei Schiffe der Galeere so nahegekommen, daß der Kampf nach wenigen Augenblicken entbrennen mußte. Die Verfolger hatten eine ideale Angriffsposition eingenommen. Das Schiff aus Ruul war nur noch knappe zwanzig Yards vom Heck der Galeere aus Khont entfernt, die tornaanischen Schiffe näherten sich von Backbord und Steuerbord. Auch sie benötigten nur noch wenige kraftvolle Ruderzüge, um sich mit ihren stählernden Rammsporen in die Schiffswände des Gegners zu bohren.

Die ersten wilden Kampfesschreie wurden hörbar. Die Männer auf den Vorschiffen der Angreifer schwenkten brüllend ihre Schwerter und Spieße. Einige von ihnen, riesige Burschen mit mächtigen Muskelpaketen, hielten lange Doppeläxte in ihren Fäusten. Es waren Männer aus Quord, einem kleinen Land hoch in den Bergen. Sie waren gefürchtete Kämpfer, die lieber starben, als sich dem Feind durch Flucht zu entziehen.

In den Augen des Kapitäns glomm Verzweiflung auf. Wann endlich machte dieser verdammte Orloner ernst? Oder waren seine Worte nur Bluff gewesen? In Ralston stieg Angst hoch. Er schluckte krampfhaft. Aber dann wies er diesen Gedanken weit von sich. Unmöglich, daß es sich so verhielt. Die überlegene Ruhe dieses Wesens konnte nicht gespielt sein. Warum er bloß so bemüht war, sich dem Feind nicht offen zu zeigen? Über seinem Haupt lag eine Kapuze mit schmalen Augenschlitzen.

Während sich diese beiden so grundverschiedenen Wesen ihre

ebenfalls grundverschiedenen Gedanken über den Ablauf der nächsten Minuten machten, hatte Mike einen Plan gefaßt. Es war ein Plan, der Intuition des Augenblicks entsprungen, ein wahrhaft verzweifelter Plan. Die Möglichkeit, dabei das Leben zu verlieren war wesentlich größer, als es zu behalten.

Der Augenblick dazu war gekommen, sobald sich die Woge der Angreifer über die Galeere ergoß. Dann würde er einem der Offiziere die Waffe entreißen und mit den Angreifern gegen die Besatzung dieses verfluchten Orlonenschiffs kämpfen. An Ssluun dachte Mike im Augenblick gar nicht. Nicht mehr an seine Worte, daß er ihm, Mike, seine Macht zeigen wolle.

Mike stellte sich dicht neben einen Offizier. Es war Seiton, ein noch junger Mann mit einem wölfischen Gesicht. Nur noch wenige Sekunden, dann endlich war es soweit. Mike fieberte vor Anspannung.

Doch die entscheidende Sekunde sollte nie kommen. Gerade machten sich die Ruuler bereit, die Galeere zu entern, der gezackte Rammsporn ihres Schiffes war nur noch wenige Fuß von seinem Ziel entfernt – in diesem Augenblick geschah es. Kein Regisseur mit Gespür für dramatische Effekte hätte einen besseren Moment wählen können.

Ssluuns Umhang wallte. Ein Arm erschien. Es war kein menschlicher Arm, sondern ein tentakelartiger Auswuchs, mit vielen, dünnen Gliedern an seinem Ende. Diese Glieder hielten eine schwarze Kugel. Ihr Umfang übertraf nicht den Umfang einer Kinderfaust.

Aus Ssluuns Mund drangen zischende Laute und zum Schluß ein scharfer, gellender Schrei. Kaum war das geschehen, als die Kugel sich ausbreitete, zu einem dunklen Nebel wurde, der alles verdeckte. Doch dies blieb nur wenige Sekunden so. Dann zeigten sich Gestalten in dem Nebel. Schreckliche, alptraumähnliche Gestalten. Die Hölle schien sie ausgespuckt zu haben. Selbst das gefährlichste und furchterweckendste Tier konnte nicht so aussehen wie diese Ungeheuer. Einige von ihnen hatten Drachenschädel, die auf den Leibern von riesigen Schlangen saßen. Andere besaßen Wolfskörper mit riesigen, zähnestarrenden Fischmäulern. Wieder andere verfügten überhaupt über keine Rümpfe, bestanden nur aus ungeheueren Schädeln mit gewaltigen Hauern darin.

Und dann, als sich die Bestien endgültig materialisiert hatten, stürzten sie sich auf die drei Schiffe. Nichts konnte sie aufhalten, auch nicht die Männer aus Quord, die sich ihnen todesmutig entgegenwarfen. Ihre langen Streitäxte trafen zwar, aber sie drangen nicht durch die Haut der Ungeheuer. Die Bestien waren durch nichts aufzuhalten.

Die entsetzliche Schlacht dauerte keine Viertelstunde. Dann war alles vorbei. Die drei Galeeren trieben unbemannt dahin. Der Kampf war entschieden – auf eine Weise, – die niemand vorausgesehen hatte.

Stille herrschte – die Stille des Entsetzens. Selbst Kapitän Ralston schnürte das Grauen über das Erlebte die Kehle zu. Gewiß, er und der größte Teil seiner Männer waren nicht eben zart besaitet, trieben die Grausamkeit oft auf die Spitze. Und dennoch, tief in ihrem Inneren, wenn auch unter dem Schutt aufgestauter Lieblosigkeit begraben, verbarg sich jenes Licht, das sie zu Menschen machte.

Ssluun drehte sich um. Die Männer spürten den grenzenlosen Spott, der in seinen Augen funkelte. Sie empfanden auch den Hohn, der von ihm ausging wie eine dichte, unsichtbare Wolke. Aber die Furcht versiegelte ihnen die Lippen. Sie schlichen davon – wie verprügelte Hunde. Auch Ralston erging es so. Noch nie in seinem kampfesreichen Leben hatte er ähnlich gefühlt, noch nie hatte die heiße Flamme der Angst so sein Inneres durchrast.

Auch Mike hatte dieses Drama verfolgen müssen. Auch in ihm war das Grauen und die Angst gleich einer mächtigen Woge emporgestiegen. Doch ihm kam zugute, daß er schon oft Zeuge des Wirkens von dämonischen Kräften gewesen war. Allein dieser Tatsache hatte er es zu verdanken, daß sich seine seelischen Abwehrkräfte gegenüber dem Anblick des Gräßlichen behaupten konnten und seine Psyche keinen ernsten Schaden davontrug. Die Woge in ihm wurde zurückgedrängt, und das Gefühl der Lähmung verging.

Doch dann kam die Reaktion. Sie kam mit jener Gesetzmäßigkeit, wie sie auch Ebbe und Flut besitzt. Zorn stieg in Mike hoch, jener heiße Zorn, der als der Bruder der Gerechtigkeit angesehen werden kann. Zorn über eine Kreatur, die sich einen derartigen Frevel angemaßt hatte.

Seltsam, alle Schwäche fiel von ihm ab. Mike spürte nicht mehr die hinter ihm liegenden, entbehrungsreichen Wochen. Alles, was seinen Körper hindern konnte, verbrannte der glühende Zorn zu Asche, gleichzeitig schenkte er ihm neue Kraft. Sie kam aus jenen seelischen Bereichen, deren Tore sich nur sehr selten öffnen.

Und diese neugewonnene Kraft gab Mike das Gefühl der Freiheit, der Freiheit von Angst und Grauen. Und sie gab ihm noch etwas: jene Zuversicht, die selbst dem Tod ruhig ins Auge sieht.

Mike wandte seinen Kopf. Sein Blick erfaßt die monströse Gestalt in dem weiten Umhang. Genau in diesem Augenblick richtete sich auch der Blick Ssluuns auf ihn. Die beiden Augenpaare verschränkten sich ineinander, ließen sich nicht mehr los.

Und dann gehorchte Mike einem gebieterischen Impuls. Er war von einer derartigen Stärke, daß alle Fasern seines Seins sich in den Dienst dieses Impulses stellten.

Mit wenigen Schritten war er bei dem Kapitän. Ralston wollte sich gerade auf den Weg zum Vorderkastell machen. Es galt, ein

Prisenkommando aufzustellen um die drei erbeuteten Schiffe nach Khont zu bringen. Diese Gedanken beschäftigten ihn so stark, daß er auf den Angriff des Rudersklaven überhaupt nicht gefaßt war. Ehe er sich versah, hatte ihm Mike das lange, rasiermesserscharfe Schwert aus dem breiten Gürtel gerissen. Die Überraschung über diesen unglaublichen Vorfall lähmte Ralston derart, daß er lange Sekunden keinen einzigen Gedanken fassen konnte.

Doch seine Überraschung sollte noch weit größer werden. Kaum hatte der Fremde das Schwert in die Hand genommen, als er sich auch schon umdrehte und mit schnellen Schritten auf Ssluun zuging. Ralston keuchte wild auf. Unmöglich, was er da sah, seine Augen mußten ihm einen Streich spielen. Noch nie hatte er ähnliches gesehen. Noch nie einen Angriff auf einen Priester der Schlange. Die Anspannung in ihm wurde schier unerträglich. Ralston seufzte leise auf, wie gebannt das unglaubliche Geschehen verfolgend.

Und dann sah der Kaptän, daß die Schritte des hochgewachsenen Mannes sich mehr und mehr verkürzten. Es sah so aus, als ob sich die Füße durch zähen Schlamm bewegten. Und dieser ›Schlamm‹ schien von Schritt zu Schritt tiefer und zäher zu werden. Ralston hörte den Mann laut und qualvoll aufkeuchen.

Mike hielt seine Augen starr auf das Schlangehaupt gerichtet. Allein dieser ungeheuere Zorn in ihm schenkte ihm die Kraft für sein Tun, das der Kaptän als einen vollendeten Wahnsinn empfinden mußte. Mike Hunter verfügte nicht über jene mächtigen Kräfte, die es ihm erlaubt hätten, für Ssluun einen gleichwertigen Gegner abzugeben. Mike Hunter war ein völlig normaler Mann. Er besaß nicht die überragende geistige Potenz einer Damona King. Aber er war sicher nicht weniger mutig. Und dieser Mut war es, der ihn vorwärtstrieb, der ihn die Gefahr nicht achten ließ.

Doch all sein Mut wäre mit Sicherheit vergebens gewesen, wenn ihn nicht dieser flammende Zorn durchtobt hätte. Ein Zorn, der keinem anderen Gefühl mehr Raum gab. Und so seltsam es klingen mag, dieser Zorn war es, der ihn – noch – schützte. Er wirkte wie ein psychischer Schild, widerstand noch der ungeheueren Woge geistiger Beeinflussung, die sich über ihn ergoß wie ein reißender Strom.

Ssluuns anfängliche Belustigung wich einer ernsteren Beurteilung seiner Lage. Sicher, es gab keinen Zweifel daran, daß er diesen Wahnwitzigen besiegen würde. Doch die unerwartete, von ihm für unmöglich gehaltene Kraft dieses Menschen weckte seine Neugier im höchsten Maße. Keinesfalls durfte er ihn töten, bevor er nicht hinter das Geheimnis dieses rätselhaften Mannes gekommen war. Er durfte auch nicht dessen Psyche zerstören, wenn er nicht riskieren wollte, um die Frucht seiner Neugier gebrachte zu werden.

Ssluun konzentrierte sich. Wieder, wie bei dem Angriff der drei

Schiffe, entschlüpfte seinen Lippen Worte finsterster Magie. Doch es waren andere Formeln. Nicht jene, die bestialische Ungeheuer materialisieren und nach vollbrachter Tat wieder verschwinden lassen.

Mike spürte, wie sich ihm etwas entgegenstemmte. Etwas, dessen abweisender Druck sich von Sekunde zu Sekunde verstärkte. Doch Mike wühlte sich langsam durch den gummiartigen, unendlich klebrigen Brei, den Blick starr auf Ssluun gerichtet. Sein Zorn auf diese Ausgeburt der Hölle verstärkte sich noch, soweit dies überhaupt möglich war. Der Orlone stand regungslos vor der Kajütentür. Nur in den riesigen Augen schien Leben zu wohnen. Mike spürte den Spott und den Hohn, der ihnen entströmte. Voller Erbitterung setzte er seinen ganzen Willen ein, um schneller voranzukommen, endlich diesem Teufel gegenüberzustehen und dann das Schwert zu schwingen.

Es war ein Anblick, der selbst den makabre Bilder gewöhnten Ralston an seinen Platz bannte. In atemloser Spannung verfolgte er das dramatische Geschehen. Unmöglich, daß der Galeerensklave sein ungeheuerliches Vorhaben wahrmachte. Aber der Mann kam vorwärts, wenn auch sehr langsam. Er schwankte hin und her, als ob unsichtbare Kräfte sich ihm entgegenstemmten und an ihm zerrten.

Der Kapitän schluckte. Noch nie in seinem Leben hatte er einer solchen Situation gegenübergestanden – noch nie einen Angriff auf einen Orlonen erlebt. Sicher würde Ssluun für dieses Sakrileg schauerliche Rache üben.

Doch Ssluuns finsterer Zauber war noch lange nicht am Ende seiner Wirksamkeit. Weit eher war das Gegenteil der Fall. Erst jetzt kam die letzte Phase. Sie trat ein, nachdem Mike sein Ziel bereits ganz nah vor sich sah. Nicht mehr als drei Yards trennten ihn von der verhaßten Kreatur, gleich würde er sie erreicht haben und ihr das dämonische Lebenslicht ausblasen. Mit unendlicher Mühe hob Mike die scharfe Waffe. Unverwandt starrte er auf den greulichen Mischmasch eines Schädels, in dem sich menschliche und reptilienhafte Elemente zu einem zu einem höllischen Zerrbild verbanden.

Seltsam, dachte Mike verwundert. Die Augen Ssluuns hatten keine Gewalt mehr über ihn, konnten ihm nichts mehr anhaben. Wieder quälte sich Mike einige Zoll nach vorne. Sein geschundener Körper reagierte auf diese ungewöhnliche Anstrengung mit fortgesetzten Schweißausbrüchen. Er war am ganzen Körper klatschnaß.

Doch in dem Augenblick, als Mike fest an seinen Erfolg glaubte, in diesem Augenblick passierte es!

Und es geschah in Blitzesschnelle! Das unsichtbare, magische Fesselfeld, das bisher nur hinhaltenden Widerstand geleistet hatte, entfaltete plötzlich seine gesamte Kraft. Von einem Augenblick zum anderen zog es sich so eng und so dicht um Mike zusammen, daß er

buchstäblich kein Glied mehr rühren konnte. Selbst das Atmen fiel ihm schwer.

Es war für Mike ein fürchterlicher Augenblick. So nah wähnte er sich seinem Ziel – und nun die Erkenntnis, daß Ssluun die ganze Zeit über mit ihm nur Katz und Maus gespielt hatte. Mike strengte sich an, tat alles, um die unsichtbaren Ketten zu zerreißen. Aber seine Mühe war genauso vergeblich wie die Versuche eines kleinen Insekts, das qualvoll an einer Leimrute zappelt und die Freiheit nicht mehr findet.

Und um das Maß des Leidens vollzumachen, lachte Ssluun. Es war kein eigentliches Lachen. Es war ein Zischen grausamer Freude.

»Hast du wirklich geglaubt mich besiegen zu können?« fragte er verächtlich. »Du Zwerg – sieh, was sein Schwert wert ist!«

Mit einem Aufschrei des Schmerzes ließ Mike die Waffe fallen. Sie war von einer Sekunde zur anderen glühendheiß geworden. Kaum lag das Schwert auf dem Boden, als das Metall hellrot aufleuchtete und auseinanderfloß. Ralston, der die Szene immer noch wie hypnotisiert beobachtete, stieß einen Wutschrei aus, als er das Ende seiner kostbaren Waffe mitansehen mußte.

Der Stimmungsumschwung in Mike glich einem Fall ins Bodenlose. Eben noch voller Siegeszuversicht, bemächtigte sich Mike jetzt das niederdrückende Gefühl dumpfer Verzweiflung. Es gab keine Hoffnung mehr – er war Ssluun ausgeliefert. Er war nicht mehr als eine lästige Mücke in der Hand dieses dämonischen Wesens. Das einzige, was ihm, Mike, übrig blieb, war, zu warten. Solange zu warten, bis sich Ssluuns Finger anschickten, die Mücke zu zerquetschen.

Der Orlone genoß seinen Sieg ebenso wie die Verzweiflung seines unterlegenen Gegners.

Lange Sekunden betrachtete er den Menschen, sich dabei mit der Frage beschäftigend, welche Bewandtnis es mit ihm wohl haben mochte. In der Kajüte, vor dem Angriff der drei Galeeren, hatte Ssluun versucht, dieses Geheimnis zu lüften. Mit den Fingern seines Geistes hatte er das Gehirn des Mannes ausgelotet, hatte ihn auch zum Sprechen gezwungen. Aber das, was er ›sah‹ und was er hörte, war selbst für ihn zu dunkel und zu rätselhaft. Nur eines war ihm klar geworden: dieser Mann stammte unmöglich von dieser Welt.

Mehr konnte Ssluun nicht sagen. Und gerade das reizte dieses Geschöpf. Mit dieser noch sehr unklaren, schemenhaften Deutung wollte er sich nicht zufriedengeben.

»Wenn wir in Khont sind, werde ich mich näher mit dir beschäftigen«, sagte Ssluun langsam. »Dann habe ich genügend Zeit für dich.« In den riesigen Reptilienaugen zuckte es grell auf. »Und wenn ich mit dir fertig bin, dann wirst du einem Laib Brot gleichen, der innen total ausgehöhlt ist.« Der Orlone hob seine Hände und

schrieb binnen weniger Sekunden eine Kette magischer Zeichen in die Luft. Gleichzeitig verließ ein Strom dunkler Formeln seinen Mund. Dann drehte er sich mit einer abrupten Bewegung um und ging in seine Kajüte.

Das Fesselfeld um Mike zerriß. Aber dafür trat etwas anderes an seine Stelle. Etwas, das den Geist versklavte und gleichzeitig den Verstand lähmte. Mike fühlte sich plötzlich so, als ob ihn dicke, unsichtbare Tücher bedeckten. Sie dämpften alle Außeneinflüsse ab.

Was es auch immer war, ob Laute oder ob optische Reize: nur Fragmente davon drangen an Mikes Gehirn. Doch das war nicht die einzige Auswirkung finsterer Magie. Auch sein Denkvermögen wurde von dem dunklen Zauber betroffen. Es verlor seine Wendigkeit und wurde von einem Augenblick zum anderen unendlich zähflüssig.

Damit hatte der Orlone seinem Gefangenen jede Möglichkeit genommen, sich geistig mit seiner Lage auseinandersetzen zu können um vielleicht einen Ausweg zu finden. Mike trug keine Ketten aus hartem, kaltem Eisen. Doch trotzdem war seine Situation ungleich verzweifelter als die jedes Rudersklaven. Er war dem Orlonen ausgeliefert, würde ihm nach dem Ende der Reise als eine Art Experimentierfeld dienen müssen. Selbst die Hoffnung hatte ihm den Rücken gekehrt.

***

Das Dunkel klaffte auseinander. Tiefe Bläue zeigte sich. Nur ganz an den Rändern war eine Spur von Rot zu erkennen. Und dann formte sich in der Bläue ein Frauengesicht. Bevor sich aus dem Nebel das Antlitz Vanessas herausbildete, war – für einen verschwindenden Moment – ein anderes Antlitz zu sehen. Ein unvorstellbar grausiges Gesicht – ein Antlitz, aus purer Dämonie bestehend.

Doch wie gesagt, diese ›Phase‹ war so gering, daß ein menschliches Auge sie kaum bemerkt hätte. Es war eine nicht zu verhindernde Umwandlungsphase – notwendiger Punkt eines Planes, den dämonische Intelligenzen ersonnen hatten.

Langsam schwebte die magische Projektion auf das Bett der Schläferin zu. Das phosphoreszierende Licht des blauen Leuchtens warf seinen Schein auf das Antlitz der jungen, schlafenden Frau.

Sie war sehr schön. Unter der dünnen Zudecke zeichneten sich die Konturen des wundervoll gewachsenen Körpers plastisch ab. Die langen schwarzen Haare umschmiegten das Antlitz wie eine schmeichelnde, dunkle Flamme.

Damonas Lippen waren leicht geöffnet. Es waren sanftgeschwungene, zärtliche Lippen – nicht so voll, um sinnlich zu wirken, aber auch nicht so schmal und scharf, um den Eindruck einer seelisch sterilen Intellektuellen zu erwecken.

Auf den Lippen lag ein leichtes Lächeln, ganz so, als ob die Schläferin einen freundlichen Traum ›erlebte‹.

Doch dieses Lächeln erstarb in dem Maß, in dem sich die magische Projektion auf das Bett zubewegte. Schließlich verschwand es ganz.

Ein leises Seufzen entrang sich dem Mund.

Das war der Augenblick, als Damonas ›Extrabewußtsein‹ ansprach und mit seinen übergeordneten Sinnen die magische Erscheinung analysierte.

Nach Aussagen namhafter Gelehrter ist ein großer Teil des menschlichen Gehirns – wenn nicht der größte – mit den in früheren Zeiten zahlreichen ›weißen Flecken‹ auf den Landkarten der Erde zu vergleichen. Es waren unbekannte Gebiete von zum Teil riesiger Größe. Räume, in denen fremde Völkerstämme und niegesehene Tierarten lebten. Erst zahlreiche abenteuerliche Expeditionen brachten einen Wandel. Flecken auf Flecken verschwand. Aber immer noch gibt es welche davon.

Ähnlich ist es mit dem menschlichen Gehirn. Noch kein Gelehrter hat es bisher vermocht, seine Möglichkeiten und Tiefen völlig auszuloten. Bekannt ist jedoch, daß der ›Ausnutzungsgrad‹ relativ gering ist. Nur die Großhirnrinde ist einigermaßen erforscht und ›katalogisiert‹. Aber mit dem, was sich unter ihr verbirgt, ist es schon problematischer.

Nach der Ursache des ›Andersseins‹ von Damona King zu forschen, ist ein müßiges Unterfangen.

Doch das Faktum als solches stand fest: Damonas Gehirn war anders als das Gehirn ›normaler‹ Menschen. Anders im Sinne größerer, geistiger Fähigkeiten. Es hatte Organe entwickelt, die in der Lage waren, unvorstellbare geistige Energien dem sogenannten

›Psychischen Raum‹ zu entziehen. Der Psychische Raum muß hier als ein Raum verstanden werden, der keiner Dimension angehört, ein Raum, der gewissermaßen alle Dimensionen überstülpt – angefüllt ist nur von geistiger Kraft. Noch ungeformter Kraft, keine solche, die bereits mit einem Intellekt versehen ist.

Und diese geistigen Energien vermochte Damona zu mobilisieren.

Sie war auch in der Lage, diese Kräfte zu bündeln und gezielt einzusetzen. Die Entwicklung dieser Fähigkeiten war auch noch nicht abgeschlossen. Damonas Geist entdeckte immer neue Horizonte und neue Himmel.

Wie bereits erwähnt: Damonas Extrabewußtsein war damit beschäftigt, das näherkommende magische Phänomen zu analysieren.

Jetzt kam es zu dem entscheidenden Augenblick. Würde sich das Extrabewußtsein täuschen lassen? Würde es das – oft gesehene – Antlitz in dem blauen Leuchten als Vanessa, den Geist ihrer verstorbenen Mutter, identifizieren?

Nun, das dämonische Volk hatte alles darangesetzt, eine

vollkommene Arbeit zu liefern. Selbstverständlich waren seine Spitzen über Vanessas Geistkontakte genau informiert. Auch die Kräfte der Finsternis sind mächtig. So leicht bleibt ihnen nichts verborgen.

Für sie kam es darauf an, eine Art Imitation des magischen Phänomens zu erzeugen. Eine Imitiation, so täuschend echt, daß selbst Damonas Extrabewußtsein davon getäuscht wurde.

Bezeichnend für die Wichtigkeit dieser Aufgabe war, daß das kleine dämonische Volk daran nicht beteiligt wurde. Dieses Problem konnte – wenn überhaupt – nur von den allerersten dämonischen Geistigkeiten gelöst werden. Und diese Wesenheiten widmeten sich dieser Aufgabe mit einer derartigen Energie und Hingabe, wie es in der Vergangenheit selten der Fall gewesen. Sie spannten alle Kräfte an – und sie schafften es.

Das Geistbild, das sie erzeugten, war so täuschend, daß es unmöglich mit dem ›Original‹ verwechselt werden konnte. Auch die blaue Leuchterscheinung um Vanessas Antlitz machte ihnen keine allzugroßen Schwierigkeiten.

Nur zwei Dinge konnten sie nicht verhindern: einmal den kaum erkennbaren, rosafarbenen Saum um das blaue Leuchten herum, und zum anderen die dämonische Fratze zu Beginn des magischen Phänomens.

Doch beide Punkte waren relativ bedeutungslos. Deshalb, weil Damonas Extrabewußtsein erst dann reagieren wird, wenn das Geistbild stand. Und dann war die Gefahr einer Entdeckung schon längst vorbei. Auch der rote Rand existierte dann nicht mehr.

Doch absolut sicher konnten sie sich nicht sein. Denn soviel sie auch wußten – sie wußten nicht alles. Damonas Kräfte waren ungeheuer, selbst für dämonische Begriffe. Das wußten sie. Aber sie kannten nicht die ›Arbeitsweise‹ ihres Extrabewußtseins.

Und das war der ›springende Punkt‹ in ihrem Plan – die große Unbekannte. Aber die dämonischen Mächte gingen dieses Risiko ein.

Die Wahrscheinlichkeit eines Mißlingens war – so dachten sie – so gering, daß sie es unbedenklich tun konnten.

Die Auswertung der Fakten lief. Und es waren viele Fakten, die das Parabewußtsein sammelte, ordnete und zum Schluß analysierte.

Es war die Farbe des Blaus ebenso wie jeder noch so winzige Zug in dem ätherischen Antlitz Vanessas. Es war die Farbe ihrer Augen genauso wie die Bögen ihres Mundes und die der Nase und der Ohren. Und es war – vor allen anderen Dingen – die Analyse der Aura, die von dem Antlitz ausging.

Das Analyseergebnis verzeichnete nur in der Beurteilung der Ausstrahlung eine geringe Unsicherheit. Doch diese blieb, quantitativ gesehen, unterhalb der Toleranzschwelle.

Damit war alles gelaufen. Das Extrabewußtsein entschied sich für die

Anerkennung des magischen Phänomens und leitete keine Abwehrmaßnahmen wie zum Beispiel die Errichtung eines magischpsychischen Schutzschildes ein. Gleichzeitig gab es einen Weckimpuls an die dafür verantwortliche Stelle der Großhirnrinde.

Damona schlug die Augen auf – und sah dicht vor sich das magische Phänomen – blickte in die Geistaugen ihrer Mutter.

Damonas Kontakte mit der geistigen Zustandsform ihrer Mutter waren nur in sehr beschränktem Umfang möglich. Die Kluft zwischen der Geistdimension und der körperlichen Welt war zu gewaltig, um nach Belieben übersprungen zu werden. Und sie konnte nur von Vanessa überwunden werden. Trotz aller ihrer überragenden geistigen Fähigkeiten war es Damona nicht möglich, die Dimension ihrer Mutter ›aufzusuchen‹ um mit ihr in Verbindung zu treten.

Das ungewöhnlich ernste Antlitz vor ihr – zwar ätherisch aber dennoch jede Gemütsbewegung deutlich zeigend – vertrieb in Damona die letzten Schlafreste. Jäh stieg die Sorge in ihr hoch. Welchem Anlaß hatte sie den Kontakt mit ihrer Mutter zu verdanken?

Und dann konzentrierte sich die Sorge auf einen ganz bestimmten Menschen.

»Du blickst so ernst«, sagte sie. »Ich fühle, daß du mir schlechte Nachrichten bringst.« Sie stockte kurz. Dann stellte sie die entscheidende Frage: »Ist Mike in Gefahr?«

Damona sprach nicht mit ihren körperlichen Organen. Die Konversation mit ihrer Mutter fand auf rein geistiger Ebene statt.

»Er ist entführt worden – auf eine Parallelwelt«, kam sofort die Antwort. »Sie heißt Yllnoor.«

Einen langen Augenblick war Damona fassungslos. Noch nie hatte sie von Parallelwelten gehört. Sie konnte sich nichts darunter vorstellen. Angst breitete sich in ihr aus. Sie wollte fragen, aber irgendwie fehlten ihr die Worte.

Doch Vanessa verstand auch die unausgesprochene Frage. Das Geistgesicht wurde noch ernster, als es ohnehin schon war.

»Selbst mir fällt es schwer, dir eine einigermaßen einleuchtende Erklärung zu geben. Es gibt soviel Welten – also auch Erden – soviel Wahrscheinlichkeiten es gibt. Um ein Beispiel zu nennen: Es gibt bedeutende Marksteine in der Entwicklung der Erde und der menschlichen Gesellschaft. Die Entdeckung des Schießpulvers durch den Franziskanermönch Berthold Schwarz war ein solcher Markstein. Er hat nicht bewußt nach dem Explosivstoff Pulver geforscht. Die Wahrscheinlichkeit dafür, daß seine Versuche und deren Ablauf ihn das Schwarzpulver finden lassen würden, war gering – und dennoch gelang ihm diese für die weitere Weltgeschichte umwälzende Entdeckung.«

»Du willst damit sagen, daß es auch eine Erde gibt, die kein Pulver

kennt?« fragte Damona ungläubig. Zu fantastisch erschien ihr diese Utopie. Der Gedanke an diese Ungeheuerlichkeit vertrieb sogar für einen kurzen Augenblick die Sorge um Mike.

Vanessa lächelte ein wenig. Eigenartig, Damona empfand dieses Lächeln irgendwie als fremd. Ob der veränderte Gesichtsausdruck daran schuld war konnte sie nicht sagen. Vielleicht waren es auch die Augen, die sich bei dem Lächeln in ungewohnter Weise zusammenzogen.

»Genau das will ich damit sagen«, gab ihre Mutter Auskunft. Es gibt unzählige Erden und unzählige Universen – sie unterscheiden sich lediglich durch das Eintreten oder Nichteintreten bestimmter, bereits Vergangenheit gewordener, Wahrscheinlichkeiten.

Einen langen Augenblick war Damona unfähig, weitere Fragen zu stellen. Zu gewaltig waren die Folgerungen, die sich aus den Worten Vanessas ergaben. Wie ein Blitz durchfuhr sie eine unerhörte Vision. Ihre geistigen Augen erblickten nicht nur ein Sonnensystem, sondern – vielleicht zeitlich versetzt – eine unendliche Anzahl davon. Und wenn das für dieses Sonnensystem galt, dann mußte es auch für diese Galaxis, ja, für das gesamte Universum gelten. Damona erschauerte bei dieser Vorstellung. Sie war zu ungeheuerlich für ein menschliches Gehirn – auch für das Damonas. Es hatte keinen Sinn, sich damit zu befassen, wenigstens noch nicht auf dieser Evolutionsstufe.

Das war der Moment, als sich Damona bewußt wurde, daß Mike ihr in diesem Augenblick ferner war als der eine halbe Million Lichtjahre entfernte Andromedanebel.

Die Hoffnungslosigkeit dieser Erkenntnis ließ sie dumpf aufstöhnen. Mein Gott, dachte sie, würde dieser Kampf denn nie aufhören?

War es so, daß jede von ihr siegreich beendete Auseinandersetzung automatisch in einen neuen Kampf einmündete? Kam sie nie zur Ruhe? Wie lange sollte es noch so weitergehen?

In Vanessas Augen zuckte es für einen verschwindenden Augenblick grell auf. Damona registrierte es mit einer ihr unbewußten Verwunderung.

»Was soll ich tun?« fragte sie, gepeinigt von Sorge um den geliebten Mann.

»Du kannst ihn retten – wenn du es dir zutraust!«

»Wie kann ich das? Wie soll ich auf diese mysteriöse Parallelwelt gelangen?«

»Das laß nur meine Sorge sein. Ich kenne die richtigen Koordinaten. Du wieder bist in der Lage, die notwendigen Energien beschaffen zu können… Es bleibt dir keine andere Wahl – wenn du ihn retten willst!« Vanessa schwieg. In ihren Augen lag ein abwartender Ausdruck.

Damona hatte ihren Entschluß bereits gefaßt. Selbstverständlich

würde sie alle Möglichkeiten, über die sie verfügte, einsetzen – auch um den Preis ihres eigenen Lebens.

»Welchen Zeitpunkt schlägst du für den Dimensionswechsel vor?«

»Wann immer du willst«, kam die sanfte Antwort. »Der Wechsel verursacht keine Schwierigkeiten.«

Damona fühlte tief in ihrem Innern ein merkwürdiges, nicht zu deutendes Unbehagen. Es war keine Angst vor dem, was sie erwartete. Ganz gewiß war es das nicht. Es war ein völlig anderes Gefühl.

Eine Regung jener Art, die nahendes Unheil signalisiert.

Doch diese seltsame Schwingung kam nicht aus dem Extrabewußtsein. In diesem herrschte Ruhe und Stille. Sie kam vielmehr aus allen Fasern ihres Körpers, als ob sich die Atome von Damonas materieller Hülle gegen den Dimensionswechsel zur Wehr setzten.

Damona atmete tief die Luft in sich hinein. Noch nie hatte sie ein derartiges Gefühl in sich gespürt. Noch nie diesen warnenden Aufschrei ihres Körpers.

Doch für die junge Frau war entscheidend, daß ihre übergeordneten Sinne ruhig blieben, keinen Alarm schlugen. Allein das zählte.

Wahrscheinlich, so beruhigte sie sich, machte die Angst um Mike sie hysterisch. Deshalb dieses dumpfe Unbehagen.

Kaum war ihr dieser Gedanke gekommen, da schalt sie sich auch schon eine dumme Gans. Gewiß, so mußte es sein! Nur diese Erklärung war stichhaltig.

Während Damona von diesen Gedanken befallen wurde, zeigte sich in dem Antlitz der magischen Erscheinung nicht die kleinste Bewegung. Wenn es mit rechten Dingen zuging, dann mußte Vanessa alle diese Gedanken mitbekommen haben. Auf genau dieselbe Weise, wie sie auch die Fragen und Antworten ihrer Tochter auf geistigem Wege mitbekam. Doch – und das war sehr verwunderlich – sie ließ sich nichts davon anmerken, fand nicht jenes nachsichtige Lächeln, das sie sonst so oft parat hatte.

Doch Damona war nicht in der Verfassung, dieser Beobachtung größeres Gewicht zu schenken. Mike war in großer Not. Alles andere war zweitrangig, würde später eine wie immer geartete Erklärung finden.

»Also gut, dann bringen wir es schnell hinter uns! Ich muß nur noch einige Vorbereitungen treffen.« Damona sprang mit einem elastischen Schwung aus dem Bett.

Schon eine knappe Viertelstunde später war es soweit. Damona hatte einen strapazierfähigen Hosenanzug angezogen und einige Dinge zu sich gesteckt, von denen sie annahm, daß sie ihr von Nutzen sein könnten.

Es war eine eigenartige Situation. Reisevorbereitungen für eine Reise,

für die es im normalen Raum-Zeit-Kontinuum des Einsteinuniversums kein Ziel gab. Denn wo gab es im All einen Planeten Namens Yllnoor? Einen Planeten, der um die gleiche – nicht um dieselbe – Sonne lief und auch den gleichen Mond besaß! Von den anderen – ebenfalls gleichen – Planeten ganz zu schweigen!

Reisevorbereitungen für eine Reise, die eigentlich gar keine war.

Denn die magische Versetzung nach Yllnoor benötigte weniger Zeit als die zwischen fünf Atemzügen.

»Stelle dich in die Mitte des Raumes!« befahl Vanessa. »Und darin merke dir die Koordinaten, die ich dir gleich nennen werde! Merke sie dir gut, wenn du nicht riskieren willst, daß der Rematerialisierungsprozeß mitten im Weltraum beginnt!«

Damona folgte dieser Anweisung. Daran war nichts Außergewöhnliches. Dann schloß sie die Augen und hob die Arme über den Kopf. In dieser Haltung bekamen ihre psychischen Sensoren den besten Kontakt mit jenem Raum, der ihr mit seinen ungeheueren Energien als Kraftquelle diente.

Und dann sprach Vanessa die Worte, die sie als Koordinaten bezeichnet hatte. Es waren seltsame Worte. In ihnen schwang eine Düsternis, die Damona erschauern ließ.

Und dann, nach diesen Worten, sie verankerten sich in Damonas Extrabewußtsein, griffen ihre geistigen Tastorgane weit hinaus. In eine Dimension, die strenggenommen gar keine ist, denn sie hüllt alle Dimensionen in sich ein.

Und dort fand sich die benötigte Energie, fand sich in reichem Maße. Das, was Damona daran hinderte, sich beliebige Mengen dieses ›Stoffes‹ anzueignen, lag in der Tatsache begründet, daß ihre Tastorgane nur ein beschränktes Quantum psychischer Energie aufnehmen konnten.

Und diese Tatsache war gleichzeitig Damonas Achillesferse. Schon mehrmals wäre sie um ein Haar an ihr gescheitert, denn ihre Gegner hatten jeweils sehr schnell erkannt, wo ihre schwache Stelle saß.

Doch für ihr jetziges Unternehmen war diese Schwäche ohne Belang. Die Energie, die sie brauchte, um einen Strukturriß in der Raum-Zeit-Blase zu erzeugen, war leicht zu beschaffen.

Und dann fühlte sie, wie sich die Kraft in ihren Körper ergoß, ihn bis zur letzten Faser ausfüllte. Wie schon früher war es auch heute ein ungeheuer erhebendes Gefühl. Kein bloßes Lustgefühl, sondern weit mehr als das. Die Energie, die jetzt in Damona war, schenkte ihr das Gefühl einer fast omnipotenten Macht und Stärke. Es war – aber nur sehr entfernt – mit dem Gefühl eines Bergsteigers zu vergleichen, der auf einem für unbezwingbar gehaltenen Gipfel steht – allein mit sich und der Stille, dabei eines unbeschreiblichen Glücksgefühls voll.

Genau in diesem Augenblick – gewissermaßen als eine Art

Zündimpuls – gab das Extrabewußtsein die gespeicherten Koordinaten frei. Auf geheimnisvolle Weise verbanden sie sich mit der bereits gebündelten Energie, dienten als Vektoren der Richtung. Und dann, wiederum in dem Augenblick, als diese Anpassung zu Ende war, lief der magische Prozeß ab. Lief ab mit einer unglaublichen Geschwindigkeit.

Zuerst hätte man an eine Sinnestäuschung glauben können, doch das nur für wenige Sekunden. Dann konnte es auch für den objektivsten Beobachter keinen Zweifel mehr geben – Damonas Körper wurde mehr und mehr durchlässig, wurde schnell zu einem Nebel, der plötzlich, wie vom Nichts aufgesogen, verschwand.

Die Operation war geglückt, die Transition vollzogen. Nur eines änderte sich: das magische Antlitz in dem blauen Leuchten. Ein Flirren ging darüber hin, ähnlich einer Welle, die einen bis zu diesem Augenblick ruhigen Wasserspiegel bewegt und dadurch die Bilder, die er zeigt, verzerrt.

Auch das Antlitz Vanessas verzerrte sich, erhielt dämonische Züge. In ihnen lag teuflischer Triumph. Es war geschafft – die Gefahr war beseitigt – nie würde das Weib Yllnoor verlassen können, nie mehr die Pläne dämonischer Wesenheiten stören.

Die magische Projektion verlosch wie eine Kerzenflamme, in die der Sturm hineinbläst. Doch die dämonische Ausstrahlung blieb noch einige Zeit bestehen. Selbst das Zimmermädchen, ein derbes, unverbildetes Geschöpf, empfand den Hauch des Übels, der in der Luft lag, als es am späten Morgen das Appartement betrat, um zu putzen und aufzuräumen. Ohne daß sie es sich erklären konnte, schauderte sie einige Male heftig zusammen. Zu ihrer Verwunderung sträubten sich ihr gleichzeitig die Haare. Es wurde ihr unheimlich. In jagender Eile brachte sie ihre Arbeit zu Ende und war froh, als sie das Appartement endlich verlassen konnte.

***

Der Dimensionswechsel war in etwa mit einem Teleportersprung zu vergleichen. Ein Augenblick der Dunkelheit – ein Augenblick auch, der das Gefühl einer unbeschreiblichen Weitung brachte. Nicht nur das Auseinanderstreben des materiellen Körpers als Atomwolke machte sich auf psychischer Ebene bemerkbar, sondern auch der damit verbundene Prozeß des auseinanderstrebenden Bewußtseins.

Doch dann – am Ziel – verlief dieser Prozeß in umgekehrter Richtung. Die Atomwolke fand wieder zusammen – und mit ihr das Bewußtsein.

Wieder gab es den charakteristischen Ruck, als die Gravitationskraft die Gewalt über die Materie erlangte. Die ersten Reaktionen wurden spürbar. Die Sinne registrierten den Duft der Luft, ihr sanftes,

fächelndes Wehen und die mannigfachen Geräusche ringsum.

Damona schlug die Augen auf.

Einige Sekunden war sie verwirrt, blickte mit Augen um sich, denen noch die Klarheit fehlte. Nur wenige Yards von ihr entfernt lag ein kleiner Felsblock. Damona seufzte auf und setzte sich auf den Stein.

Auf Yllnoor war es Nacht. Der wolkenlose Himmel sah genauso aus, wie Damona es gewohnt war. Der Mond mit seinen, an Augen und Nase erinnernden Ringgebirgen und auch die Sternbilder. Die Landschaft war in silbernes Licht getaucht und machte einen magischen Eindruck.

Um sich herum erblickte Damona Felder. Sie sahen bearbeitet aus.

Linker Hand befanden sich Gebäude. Ihre dunklen Umrisse waren deutlich auszumachen. Hinter den Fenstern zeigte sich das Flackern von brennenden Lichtern. Also waren Menschen in der Nähe. Diese Gewißheit erleichterte Damona. Und rechts von ihrem Standort, der langgestreckte dunkle Streifen, mußte Wald sein.

Trotz der Gewißheit, daß sie von Leben umgeben war, erwachte in Damona das Gefühl der Einsamkeit. Wenn es stimmte, daß sie sich auf einer Parallelwelt befand, dann gab es niemanden, den sie kannte. Doch, eine Ausnahme gab es: Mike!

Damona lächelte. Es tat gut, sich daran zu erinnern. Minuten verharrte sie bei diesem tröstlichen Gedanken, fand Kraft und Stärke darin. Doch dann forderte ihre jetzige Situation ihr Recht. Sicher, das Ziel war die Befreiung Mikes. Aber bis dahin würde sie noch ein gutes Stück Weg zurücklegen müssen. Es galt jetzt, möglichst schnell den Anfang des Fadens zu finden, an dessen Ende – so hoffte Damona – sich Mike befinden mußte. Doch dazu brauchte sie Menschen, die ihr Auskünfte geben konnten. Nun, sie zu finden war nicht schwer. Nur wenige hundert Yards vor ihr würde sie auf die ersten treffen.

Aber es war gar nicht so einfach, die Häuser zu erreichen. Damona merkte dies, als sie vor der steilabfallenden Schlucht stand. Der Einschnitt mußte sehr tief sein. Wenigstens hatte Damona diesen Eindruck. Die silbernen Lichtfinger des vollen Mondes erreichten nicht den Grund.

Damona ging am Rand der Schlucht entlang. Irgendwo mußte sich ein Übergang befinden. Doch sehr bald hinderte sie das ineinander verfilzte Dickicht am Weitergehen.

Sie blickte über die Schlucht hinweg. Immer noch drang der flackernde Lichtschein aus den Fenstern der Häuser – nah und doch unendlich fern.

Vom Rand des tiefen Einschnitts bis zur anderen Seite waren es nicht mehr als höchstens zweihundert Yards, selbst unter Berücksichtigung der täuschenden nächtlichen Lichtverhältnisse. Aber wie sie überwinden? Damona dachte nach. Es hatte keinen Sinn, die ganze

Nacht mit der Suche nach einem Übergang zu vertun. Außerdem war es sehr zweifelhaft, daß sie ihn finden würde. Immer mehr gewann sie den Eindruck, daß die Besitzer der Häuser mit Absicht diesen Standort gewählt hatten. Die Schlucht bot einen ausgezeichneten Schutz gegen mögliche Angreifer.

Damona lächelte. Es gab eine andere, totsichere Möglichkeit, dieses Hindernis zu überwinden. Eine Möglichkeit, mit der die Menschen drüben sicher nicht rechneten. Es war sehr einfach, sie würde die Schlucht mittels eines Teleportersprungs bezwingen.

Kaum war dieser Gedanke durch Damonas Gehirn gefahren, als sie sich auch schon auf den Sprung vorbereitete. Viel Energie würde sie nicht brauchen, denn die Distanz war nur sehr gering.

Und dann konzentrierte Damona sich. Tat es in altgewohnter Weise. Wieder griffen die Fühler ihres Extrabewußtseins weit in die Tiefe des Raums – den Bereich suchend, dem sie die erforderliche Energie entnehmen konnten. In Sekundenschnelle würde die geheimnisvolle Kraft den menschlichen Körper durchfluten, ihm, nach dem geistigen Befehl, die sofortige Teleportation ermöglichen.

Doch die Energie kam nicht. Damona glaubte zuerst daran, einen Fehler gemacht zu haben. Vielleicht war ihre Konzentrationstiefe ungenügend gewesen. Vielleicht hatte sie – wegen der kurzen Distanz – die Schwierigkeit des Sprungs für so gering erachtet, daß sie sich nicht die notwendige Mühe gegeben hatte. Doch diesmal, das schwor sie sich, würde das nicht mehr passieren.

Und dann versenkte sich Damona mit der ganzen Kraft ihres Geistes in sich selbst. Wieder – so schnell wie ein Gedanke – schnellten sich ihre geistigen Tastorgane dem Ziel entgegen.

Doch sie fanden es auch diesmal nicht. Die Struktur *dieses* Universums war gegenüber dem Kosmos, aus dem Damona stammte, verzerrt. Genauso verzerrt wie der Unterschied zwischen verschiedenartigen Wahrscheinlichkeiten. Denn tritt eine von ihnen ein, wird also zur Wirklichkeit, dann können andere nicht greifen, bleiben sozusagen im irrealen Raum.

Und diese Verzerrung war es, die die geistigen Fühler Damonas daran hinderten, ihr Ziel zu erreichen. Um es trotzdem zu können, hätten sie haargenau denselben Verzerrungsgrad wie dieses Universum aufweisen müssen. Doch das war nicht der Fall, konnte auch nicht sein, denn der Raum, aus dem Damona kam, war in seiner Struktur völlig anders.

Damona war noch nicht in der Lage, die Ursache für ihr parapsychisches ›Versagen‹ differenziert zu erkennen und zu analysieren.

Doch sie erkannte auf eine unheimliche und bedrückende Weise, daß sie ihre parapsychischen Fähigkeiten jäh verloren hatte.

Diese Erkenntnis löste einen Schock in ihr aus. Der Schock erfaßte auch ihren Körper. Er wurde bleischwer. Damona hatte plötzlich das Gefühl, in einem dicken, zähen Brei zu stecken, der jede Bewegung wenn nicht verhinderte so doch empfindlich störte.

Auch die Abläufe ihres Gehirns wurden von dem Schock beeinflußt. Die Denkvorgänge liefen langsamer, zähflüssiger ab.

Damona keuchte verzweifelt auf. Was sollte sie jetzt tun? Wie sollte sie jetzt Mike wiederfinden? Und wenn sie letzteres wirklich schaffte, ja, wenn sie ihn sogar befreien konnte, wie kamen sie zur Erde zurück?

Damona konnte auf einmal nicht mehr stehen. Zu ungeheuerlich waren die Konsequenzen, die sich aus dem jähen Erlöschen ihrer Fähigkeiten ergaben. Sie setzte sich auf eine weiche, moosige Stelle.

Plötzlich spürte sie die Kühle der Nacht. Ihr Körper zitterte und ihre Zähne klapperten.

Es gibt Situationen im menschlichen Leben, die verzweifelt genannt werden können: etwa der drohende, schuldlose Konkurs eines Unternehmers, der Sturz aus einer hochangesehenen, mit viel Sozialprestige behafteten Stellung und das Wissen um eine tückische, unheilbare Krankheit, um nur einige wenige davon zu nennen.

Doch immer verbleibt ein Gefühl der Hoffnung – selbst ein Todkranker klammert sich daran. Es ist die Hoffnung auf ein neues Medikament oder auch die Hoffnung, daß sich der drohende geschäftliche Untergang durch einen vielleicht doch noch gewährten Bankkredit in letzter Minute verhindern läßt.

Doch welche Hoffnung konnte Damona hegen? Nur eine einzige gab es: nämlich die Hoffnung auf das Wiedererwachen ihrer Fähigkeiten. Doch diese hatte – wenigstens zur Zeit – den Charakter reinen Wunschdenkens, denn sie mußte auf das Eintreffen eines Wunders hoffen.

Die dämonischen Intelligenzen hatten hervorragend gearbeitet.

Auf Yllnoor war Damona nur ein Mensch wie jeder andere. Ihr Leben würde zu einer langen Qual werden. Die Sehnsucht nach dem Geliebten und nach der Erde würden an ihr fressen wie eine ständig schwärende Wunde. Das war die Rache, die sich die dämonischen Potenzen für all die empfangenen Niederlagen als eine Art ›Gegenwert‹ ausgedacht hatten. Gewiß, es wäre ihnen leicht gefallen, Damona ›nur‹ zu töten. Die Imitation Vanessas hätte dazu nur falsche Koordinaten nennen brauchen. Damonas Körper wäre in der Kälte des Weltraums materialisiert und augenblicklich zugrunde gegangen. Aber diesen Tod wollten diese Mächte für Damona nicht. Er war zu schnell, zu gnädig. Deshalb hatten sie sich für Yllnoor entschieden.

Und dann kristallisierte sich aus dem Gedankenwirrwarr Damonas ein ganz besonderer heraus. So scharf heraus, daß er fast schmerzte.

Damona sah wieder das Gesicht ihrer Mutter vor sich, dachte an die Einzelheiten, die sie, Damona, unsicher gemacht hatten sowie an das deutlich zu fühlende Widerstreben ihres Körpers.

Und dann war da noch ein Eindruck gewesen – noch während der Entstofflichung. Erst jetzt fiel es Damona ein. Bevor das Dunkel über ihr zusammenschlug hatte Vanessas Gesicht sich verändert – auf schreckliche Weise – zu einer dämonischen Fratze des Triumphs.

Diese Tatsache bedeutete für Damona Gewißheit. In ihrem eben noch vom tiefen Dunkel beherrschten Gehirn schien plötzlich eine Laterne angezündet worden zu sein. Jetzt erkannte sie die Zusammenhänge. Jetzt durchschaute sie die dämonische Falle, zu der Mike den unfreiwilligen Köder abgegeben hatte.

Damona stöhnte wild auf und ließ sich nach hinten zurücksinken.

Die Hoffnungslosigkeit ihrer Lage drückte wie ein tonnenschweres Gewicht auf ihr Bewußtsein.

Doch es gibt eine Schwelle, bei deren Überschreiten der Körper mit ›Abschalten‹ reagiert. So auch bei Damona. Die Verzweiflung in ihr erreichte eine Stufe, die das Gefahrensignal auslöste. Lähmende Müdigkeit überflutete sie, eine Müdigkeit, die einen tiefen, an Bewußtlosigkeit grenzenden Schlaf bewirkt. Alle quälenden Gedanken zogen sich zurück, versanken im Meer des Unbewußten. Damona seufzte noch einmal tief auf, dann sank ihr Kopf zurück. Und dann zog sie der Schlaf hinunter in die dunklen Tiefen des Vergessens.

Der Mond zog am Himmel weiter seine runde Bahn. Einer seiner Lichtfinger schlängelte sich durch das Gebüsch und fiel auf ein junges, schönes Gesicht. Er huschte über die Augen, glitt an den Wangen herunter und verharrte wie liebkosend auf den leicht geöffneten Lippen. Im gleichen Augenblick zuckten die Lider wie erschreckte Vögel – der Lichtstrahl zuckte, wie ertappt, zurück.

***

In der kleinen Halle herrschte behagliche Wärme. Zwei große, weitausladende Kamine, einer an der Stirnseite und der andere an der Fußseite, sorgten dafür. Dicke Eichenscheite knackten und prasselten.

Der Saal war, wie das gesamte Gebäude, aus Holz gebaut. Die Ritzen zwischen den nur grobbehauenen, mächtigen Stämmen waren mit dunklem Erdpech abgedichtet. An den Wänden waren Reihen von qualmenden Fackeln befestigt. In der Mitte des etwa zehnmal fünf Yards messenden Gevierts stand ein langer, klobiger Tisch, um den sich zwölf Männer versammelt hatten. Junge Mädchen und halbwüchsige Burschen rannten umher und trugen Speisen und Getränke auf.

Am Kopfende des Tisches stand ein wuchtiger, dick mit Schafsfellen gepolsterter Sessel. In ihm saß Ronald Marvin, Untertan und

Lehensmann Lord Halamas, des Oberherrn von Khont. Die anderen Männer am Tisch waren rangniederer. Ihr Grundbesitz erreichte zusammen nicht die Größe des Besitzes von Marvin. Sie waren nach hier gekommen, um sich mit den neuen Abgabegesetzen des Lords auseinanderzusetzen. Alle diese Männer waren Freie im Sinne des Gesetzes, das streng zwischen Sklaven und Freien unterschied. Aber diese Tatsache hatte nicht viel zu besagen. Lord Halama war ein Despot, unersättlich in seinen Forderungen – und unerbittlich in der Methode, diese einzutreiben.

Marvin blies den Schaum des Bieres vorsichtig auf die Seite und nahm einen mächtigen Schluck. In seinen schiefergrauen Augen lag ein düsterer Ausdruck.

»Es wird wohl nichts helfen, wir werden um die neuen Abgaben nicht herumkommen.« Er wischte sich mit der schwieligen Hand über den Mund.

»Du hast gut reden«, erwiderte Will Conring, ein vierschrötiger Riese mit einem wilden, roten Haarschopf und einem Bart, der ihm bis auf die Brust reichte. In seinen Worten schwang heißer Zorn und eine Erbitterung, die schon lange in ihm schwelen mußte.

»Dich trifft es auch hart, aber du gehst daran nicht zugrunde. Dir bleibt noch soviel, daß es für dich und die Deinen gut reicht. Aber uns anderen«, Conring hieb mit der Faust auf den Tisch, daß die Steinkrüge in die Höhe hüpften, »uns schnürt es die Kehlen zu!«

Sein Blick bohrte sich in die Augen Marvins. »Oder glaubst du etwa, wir wären imstande, die verlangten Mengen aufzubringen?«

Conring war der Wortführer der anderen Männer. Sie saßen am Tisch, mit Gesichtern, in denen die Hoffnungslosigkeit tiefe Furchen eingegraben hatte. Das Problem, vor dem sie jetzt standen, hatte schon existiert, bevor sie geboren waren. Nur – damals waren die Naturalienabgaben vergleichsweise ein Butterbrot gewesen. Die Eltern dieser Männer hatten dem damaligen Lord – er war der Vater des jetzigen – nur zehn Prozent aller Erträge abliefern müssen. Gewiß, keiner war von dieser Regelung begeistert gewesen, aber sie hatten trotzdem gut leben können.

Doch als vor zehn Jahren, nach dem überraschenden Ableben des alten Herrschers, der junge Lord Halama die Regierungsgeschäfte übernahm, war die Schraube von Jahr zu Jahr fester angezogen worden. Bis vor einem Jahr waren es vierzig Prozent gewesen – nun sollten es fünfzig sein. Begreiflich, daß diese Menschen nicht mehr aus noch ein wußten und in ihrer Verzweiflung zu allem fähig waren.

Das wußte auch Marvin. Er war mit seinen knapp sechzig Jahren der weitaus Älteste der hier versammelten Männer. Hochgeschätzt wegen seines Wissens und der Kraft seiner Persönlichkeit.

Immer wieder hatten seine Augen die Gesichter der Männer

überflogen und die Verzweiflung in ihren Augen registriert. Er kannte ihre Ängste – waren es nicht bald auch die seinen? – ihre Furcht, von dem Boden, der schon seit Jahrhunderten im Besitz ihrer Familien war, schmählich vertrieben zu werden. Und genau das war die Absicht des grausamen Lords, der die Freien haßte wie die Pest und darauf aus war, den gesamten Grund und Boden mit Leibeigenen zu besetzen.

Im Gesicht Conrings arbeitete es ungeduldig. Er wartete auf Antwort.

»Nein, dazu seid ihr nicht imstande«, erwiderte Marvin kurz.

Die Reaktion auf diese Worte bestand in einem lähmenden Schweigen. Auch Conring fand darauf keine Worte. Nur seine Gesichtsmuskeln arbeiteten und aus seinen tiefblauen Augen brach ein Strahl der Wut.

Doch bevor sich einer der Männer äußern konnte, sprach Marvin weiter:

»Allein könnt ihr es nicht – ich werde euch helfen müssen.«

Dieser – lapidar vorgetragene – Satz verwirrte Conring und die anderen Männer noch mehr. Sie starrten sich ratlos an und wußten nicht, was sie dazu sagen sollten. Conring faßte sich als erster.

»Willst du damit sagen, daß du…« Er brachte den Satz nicht zu Ende.

Marvin nickte geduldig. »Jawohl, ich werde euch helfen, damit ihr euere Verpflichtungen einlösen könnt.«

Conring schluckte aufgeregt. Seine Augen hefteten sich mit fast hypnotischer Starre auf den herkulisch gebauten Mann im Sessel.

»Aber warum?« fragte er mit heiserer Stimme. »Warum willst du das tun? Wir können es dir nie zurückgeben.« Wieder nickte Marvin. Um seine Mundwinkel lag ein sparsames Lächeln. Kein Zweifel, dieser Mann überragte mit seinen geistige Fähigkeiten alle anderen bei weitem.

»Meine Gründe sind leicht zu verstehen. Überlegt doch selber! Wenn euch die Schergen des Lords vertreiben – was ist dann mit mir? Sie werden vor nichts zurückschrecken, mich, als den letzten freien Grundbesitzer im Meadow Tal, von Marvin Hall herunterzujagen.«

Conring trommelte aufgeregt mit den Fingern auf der Tischplatte.

»Und wie ist es nächstes Jahr? Verlängerst du nicht bloß dein und unser Leiden? Glaubst du nicht, daß dieser Hundesohn von Lord«, ein heißer Strahl des Hasses brach aus seinen Augen, »daß dieses Schwein sein Ziel doch erreicht?«

Marvin hatte auf diese Frage gewartet. Sie mußte kommen, und er hatte sie einkalkuliert. Jetzt war der entscheidende Augenblick – in wenigen Minuten würde es sich zeigen, ob die Verzweiflung der Männer soweit fortgeschritten war, daß sie vor nichts mehr zurückschreckten.

»Sicher wird Lord Halam sein Ziel, den Stand der Freien zu vernichten, erreichen – wenn wir uns nicht dagegen wehren.« Die

letzten Worte sprach Marvin mit einer fast monotonen Stimme.

Conring sagte zuerst nichts. Aber er starrte Marvin mit einem Blick an, der diesem sagte, daß Conring ihn für verrückt hielt.

»Das kannst du nicht ernst meinen – nein, das kannst du einfach nicht«, kam dann seine langsame, stockende Entgegnung.

Marvin schüttelte den Kopf. »Doch, ich meine es durchaus ernst.«

Sein Gesicht verlor die Unbewegtheit und wurde von finsterem Ernst überschattet. Dann musterte er jeden der Männer mit einem langen, prüfenden Blick.

»Ich bin gezwungen, mich auf euere Verschwiegenheit zu verlassen. Wenn nur ein Fünkchen von dem Plan an unrechte Ohren kommt, sind wir verloren.«

Conrings Gesicht färbte sich vor Zorn puterrot. Seine riesigen Fäuste öffneten und schlossen sich.

»Einem solchen Hundsfott würde ich höchst eigenhändig das Genick umdrehen«, knirschte er zwischen seinen Zähnen hervor.

Marvin lächelte. Conring besaß nicht allzuviel Hirn – aber er war ein Mann wie ein Felsblock.

»Also dann hört gut zu! Es gibt eine Möglichkeit, das Joch Lord Halams abzuwerfen. Wir brauchen eine Vorbereitungszeit von vielleicht einem Jahr. Dann können wir losschlagen…« Seine Stimme erstarb zu einem Flüstern.

Es war eine unwirkliche Szene. Die flackernden Flammen der Fackeln warfen huschende Schattenreflexe auf die reglos dasitzenden Männer. Die Eichenkloben in den beiden Kaminen waren fast heruntergebrannt. Die rötliche Glut der glostenden Asche tauchte den Raum in ein magisches Licht. Aus dem nahen Wald tönte der gespenstische Schrei eines Käuzchens. Conring blickte unbehaglich hoch, ein dunkles Gefühl nahenden Unheils ergriff Besitz von ihm.

Wie eine dicke Wolke legte es sich über die Männer.

Es gibt eine Vorahnung drohender Gefahr. Sie kann einen Menschen von einem Augenblick zum anderen überfallen. Wesentlich seltener ist es aber, daß mehrere Personen gleichzeitig von diesem Gefühl gepackt werden.

Und gerade das war hier der Fall. Das Empfinden kam über die Versammelten wie ein dichter, unsichtbarer Nebel.

Conring keuchte auf. In seinen Augen erschien ein gehetzter Ausdruck. Auch Marvin unterbrach seine Erläuterungen und blickte hoch. Die anderen Männer wurden ebenfalls von Unruhe gepackt.

Nervös rutschten sie auf ihren Plätzen. In dem Saal war es so still geworden, daß man das Atmen der Männer hören konnte.

Und dann klappte die Falle endgültig zu. Krachende Schläge drangen an die Ohren der bleich gewordenen Männer. Rauhe, befehlende Männerstimmen wurden hörbar.

»Wir sind verraten worden«, sagte Marvin leise. Vor Erschütterung brach seine Stimme. »Verraten von einem, der unter uns weilt.«

Die anderen elf sprangen auf und griffen zu ihren Schwertern. Der Vorwurf war derart ungeheuerlich, daß er nur mit Blut abgewaschen werden konnte.

Marvin blieb ruhig sitzen. Sein Mund verzog sich zu einem traurigen Lächeln. Er wollte etwas sagen, aber er kam nicht mehr dazu.

Die starke Bohlentür öffnete sich. Soldaten des Lords stürzten in den Raum. Sie hatten drohende Gesichter.

Ein mit einem Federbusch auf dem goldglänzenden Helm geschmückter Offizier trat mit gezogenem Schwert vor seine Männer.

Es war ein junger Offizier, mit einem hochfahrenden, arroganten Benehmen.

»Im Namen des Lords! Ich erkläre folgende Männer für verhaftet.«

Er zog eine Liste aus der Seitentasche seiner Uniform und begann, die Namen zu verlesen. Der Offizier verlas sie langsam. Immer dann, wenn er einen Namen genannt hatte, stellten sich zwei Soldaten mit gezogenen Waffen hinter den Genannten.

Conring, der in dumpfer, brütender Ruhe dastand, blickte hoch, als der Offizier nach Nennung des elften Namens innehielt und die Liste wieder einsteckte. Sein Blick wanderte zu Ulf Kossak, dessen angstvolle Augen hin und her irrten. Langsam und vorsichtig ging er auf den Offizier zu.

»Kann ich gehen?« fragte er mit gepreßter Stimme, während in seinem Gesicht die Röte mit der Blässe wechselte. Aus dem Mund Conrings drang ein dumpfer Ton.

Der Offizier sah den Verräter mit einem Blick an, der diesen jäh erbleichen ließ. Dann sagte er hochmütig:

»Du kannst gehen! Aber nicht zu deinem Hof. Der wird genauso konfisziert wie das Eigentum dieser Männer.« Er wandte sich ab, um seinen Untergebenen einen Befehl zu geben. Doch dann ließ ihn ein furchtbarer Schrei herumfahren.

Kossak hatte ihn ausgestoßen. Es war zugleich sein letzter Schrei in diesem Leben. Aus seiner Brust ragte die Spitze eines Schwertes.

Conring hatte es geworfen.

Es dröhnte dumpf, als Kossak zu Boden stürzte. Ehe seine Augen die Starre des Todes annahmen, bewegten sich noch einmal seine Lippen. Aber kein Wort war zu hören.

Der junge Offizier machte eine gleichgültige Handbewegung. Sogar diese Kreatur hatte Verständnis für die rächende Tat.

Marvin lächelte noch, als ihm die Soldaten die Fesseln anlegten. Er lächelte auch, als Liane, seine langjährige Ehefrau, von Marvin Hall gejagt wurde. Auch die Kinder und die Bediensteten wurden nicht verschont. Alle wurden sie in die Nacht hinausgejagt. Und Marvin

lächelte immer noch, als er mit den anderen in einem hochbordigen Wagen stand, dessen Oberteil ein gewölbtes Stahlgitter trug.

Wieder ertönten Befehle. Der Wagen, von sechs Pferden gezogen, setzte sich rumpelnd in Bewegung. Eine Hälfte der Mannschaft – es waren genau vierundzwanzig Mann – schwangen sich auf ihre Pferde, um die Vorhut zu übernehmen. Aber ehe es dazu kam, drang eine zornige Frauenstimme an die Ohren von Gefangenen und Soldaten. Immer deutlicher wurden die Laute, die sich mit dem Gelächter aus Männerkehlen mischten.

Und dann teilte sich das Gebüsch. Heraus trat Damona, von zwei Soldaten flankiert.

»Wir fanden sie schlafend hinter einem Strauch«, meldete einer der Männer seinem Offizier.

Der junge Mann, dem diese Meldung galt, richtete sich unwillkürlich auf. Er war ein Günstling des Lords, teilweise sogar Genosse seiner Ausschweifungen. In den vergangenen zwei Jahren hatte er dem Oberherrn immer wieder junge Mädchen zugeführt. Mehr als einmal hatte er auch selbst daran teilgenommen. Doch keine Frau, nicht eine einzige unter den vielen, die er, Oliver Mortimer, kannte, konnte auch nur entfernt mit der Frau, die jetzt vor ihm stand, konkurrieren.

Sie war unbegreiflich fremdartig angezogen, trug tatsächlich lange, enge Hosen, ein Gewand, das der Weiblichkeit in Khont streng untersagt war.

Mortimers Augen wanderten über das Gesicht der Frau. Es war von einem Liebreiz, den er noch bei keiner Frau beobachtet hatte.

Doch die Wirkung, die dieses geheimnisvolle weibliche Wesen auf den jungen, von vielen Genüssen bereits übersättigten Mann ausübte, hatte eine andere Ursache. Es war die unbeschreiblich machtvolle Ausstrahlung, die von ihr ausging. Eine Ausstrahlung von einer derartigen Stärke, daß Mortimer keine Worte fand, als der Soldat seine Meldung gemacht hatte.

Doch dann kam es zur Reaktion. Oliver Mortimer ärgerte sich plötzlich. Ärgerte sich darüber, daß dieses Weib ihn einen langen Augenblick sprachlos gemacht hatte. Noch nie hatte das eine Frau bei ihm geschafft. Mortimer empfand dies als eine persönliche Niederlage und beschloß, sich dafür zu rächen.

»Woher kommst du und was hast du hier zu suchen?« fragte er mit barscher Stimme. Seine Augen zeigten wieder jenen Hochmut, den seine Untergebenen an ihm kannten.

Diese Frage stellte Damona vor ein großes Problem. Was sollte sie darauf entgegnen? Unmöglich, daß sie die Wahrheit sagte. Der Anführer dieser wild aussehenden Männer würde sie für eine Verrückte halten. In ihrem Gehirn jagten sich die Gedanken nach einem Ausweg aus dieser verfahrenen Situation.

Eine Idee kam ihr. Es konnte gar nicht anders sein – Yllnoor war eine Welt, der magische Praktiken sicher nicht fremd waren. Eine Erklärung, die darauf fußte, würde ihr wahrscheinlich am meisten helfen.

Sie gab ihrer Stimme einen festen, bestimmten Ton und sagte:

»Woher ich komme? Aus einem Land, das weit im Westen liegt – auf einem anderen Kontinent. Schwarzer Zauber hat mich nach hier gebracht, der üble Zauber eines bösen Weibes. Sie versetzte mich nach hier – in ein Land, das ich nicht kenne.«

In dem Gesicht des Offiziers zeigte sich Erstaunen. Ehe der verblüffte Mann antworten konnte, stieß Damona mit einer Frage nach.

»Wo bin ich? Was ist das für ein Land?«

Es war totenstill geworden. Die Soldaten um Damona wichen unwillkürlich zurück und blickten mit scheuen Augen auf das fremdartig aussehende Weib. Auch die Männer in dem Käfigwagen schienen ihre verzweifelte Situation vergessen zu haben und starrten auf die Frau. Besonders Marvin schien von ihr gefesselt zu sein. In seinen Augen lag ein nachdenklicher Ausdruck. Er überlegte. Konnte es sein, daß die Orlonen für ihr Hiersein verantwortlich waren? Diese schrecklichen Geschöpfe waren voll von böser, finsterer Zauberei.

Marvin schauderte zusammen, als er an diese teuflischen Wesen dachte. Gegen sie war selbst Lord Halam ein guter Mensch.

Oliver Mortimer hatte sich inzwischen von seiner Verblüffung erholt. Für ihn stand es bereits fest, daß die Orlonen dieses Weib nach Khont, ›geschickt‹ hatten. Was sie wohl damit bezweckten? Ihre Gedankengänge glichen einem Labyrinth. Unwillkürlich zuckte er die Achseln. Was ging es ihn an? In seinen Augen glühte ein schadenfrohes Licht auf. Er würde sie dem Lord zuführen. Der würde ihren Stolz bald gebrochen haben. Doch dann besann er sich auf die Frage der Frau.

»Du befindest dich in Khont«, gab er ihr hochmütig Auskunft.

Damonas Gestalt schien zu wachsen. In ihren Augen flammte der Zorn.

»Was erlaubt Ihr euch!« fuhr sie den Offizier an. »Ihr habt nicht das Recht, mich zu duzen. Mein Stand ist viel höher als der eure. Merkt euch das gefälligst!«

Mortimer starrte die Frau an als hätte er einen Geist vor sich. Von irgendwoher drang ein schwacher Seufzer. Die Soldaten wagten kaum zu atmen. Sie blickten gespannt auf ihren Anführer. Wie würde er auf diese unerhörte Herausforderung reagieren?

In dem Offizier wurde das Verlangen schier übermächtig, die Peitsche aus dem am Sattel befestigten Futteral herauszuziehen.

Aber es blieb bei dem Verlangen. Irgend etwas hinderte ihn daran, es zur Tat werden zu lassen. Es waren einmal die lodernden Augen vor

ihm, deren Gewalt ihn auf seltsame Weise unsicher machten und zum anderen ihre Worte. Wenn es stimmte, daß sie von hoher Geburt war, dann war es besser, sich vorzusehen. Er lächelte böse.

Lord Halam würde wissen, was mit ihr zu geschehen hatte. Deshalb reagierte er auch nicht auf ihren Ausfall, sondern befahl einem der Soldaten mit barscher Stimme, ein Pferd für die Dame bereitzustellen. Bei dem Wort Dame machte er eine übertriebene Verbeugung.

Einige Soldaten lachten.

Damona ließ sich ihren Triumph nicht anmerken. Ihre Idee war richtig gewesen. Auf Yllnoor schien Zauberei etwas Alltägliches zu sein. Sie mußte jetzt bei dieser Version bleiben, durfte sich nicht beirren lassen. Und was diesen eingebildeten Laffen von Offizier anbetraf – sie hatte ihm Respekt abgenötigt.

Kurz darauf setzte sich die Kolonne in Bewegung. Fern am Horizont zeigte sich bereits ein schwaches Grau. Der neue Tag war nicht mehr fern.

***

Der Lord drehte an einer kleinen Schraube. Im Raum nebenan verschob sich ein kleines Segment in der meisterhaft geschnitzten Holzrosette. Der Herrscher über Khont bückte sich und blickte durch den Spion.

Halama hielt seine Augen lange Minuten an die Öffnung gepreßt.

Als er sich wieder aufrichtete, hatte sich seine bleiche Gesichtshaut gerötet. Die in der letzten Zeit von den vielen wüsten Orgien gleichgültig gewordenen Augen blitzten.

Er sah Mortimer an, der voller Spannung die Reaktion des Lords erwartete.

»Ein Rausch von einem Weib«, hörte er endlich die ersehnte Antwort. Halama verstummte und wanderte langsam durch den kammerähnlichen Raum, der an das Besuchszimmer für ›persönliche‹

Gäste angrenzte. Hier pflegte der Lord die vielen freiwillig oder unfreiwillig nach hier gekommenen jungen Damen erst sorgfältig zu begutachten, ehe er ihnen seine »Gunst« schenkte.

Doch diesmal, das merkte Oliver Mortimer genau, diesmal war es anders. In den Augen des Lords war ein Glanz, den er früher noch nie in ihnen gesehen hatte. Das sonst so bleiche Gesicht war gerötet, verriet den Sturm der Gefühle in der Brust des Herrschers.

Lord Halama war noch jung, nur wenig über dreißig Jahre. Die bis auf die Schultern fallenden, gelockten blonden Haare umgaben ein Antlitz, dem man edle Züge nicht absprechen konnte. Doch sie waren von den vielen, zügellosen Ausschweifungen bereits stark gezeichnet. Aber auch diese Tatsache hätte nicht ausgereicht, das Gefühl der Antipathie, ja sogar der Furcht aufkommen zu lassen, wenn man ihn

anblickte. Es waren allein seine Augen. Sie waren fast schwarz, mit winzigen, roten Punkten gesprenkelt – große Augen, die nicht das geringste Gefühl verrieten.

»Und sie hat gesagt, sie sei hohen Standes?« fragte der Lord.

Der Offizier verneigte sich demütig. »Jawohl, das hat sie hochmütig behauptet. Und sie sagte auch, daß finsterer Zauber sie nach Khont gebracht hätte. Sie ist ein böses Weib, Euer Gnaden.«

Lord Halama lächelte. Die Frau schien über eine große Portion Stolz zu verfügen. Dieser Oliver Mortimer war trotz seines jugendlichen Alters ein harter Brocken. Wenn sie es geschafft hatte, ihn in seine Schranken zu weisen, dann stellte sie ein ganz besonderes Kaliber dar.

Während dieser ›Begutachtung‹ ging Damona in dem länglichen Raum unruhig auf und ab. Sie nahm nicht die geringste Notiz von der prunkvollen Einrichtung, die sie umgab. Das pure Gold der Schrankbeschläge, die wertvollen Intarsienarbeiten, die dicken, handgewebten Teppiche, die im Licht vieler Kerzen funkelnden Lüster – alle diese Dinge waren für Damona so, als ob sie nicht existierten.

Die Reise nach Khont hatte vier Tage gedauert. Es waren Tage der Unbequemlichkeit gewesen. Die Männer um sie herum hatten sie zwar des öfteren mit, Blicken angesehen, die keine Frau mißverstehen konnte. Aber keiner von ihnen hatte gewagt, auch nur ein einziges zweideutiges Wort an sie zu richten.

Noch ein anderer Mann hatte sie beobachtet. Einer der Gefangenen in dem vergitterten Karren. Er war schon älter, aber immer noch ein Berg von einem Mann. Der Offizier war gewiß nicht von kleiner Statur, aber der Gefangene mußte ihn um mehr als Haupteslänge überragen.

Die Blicke, die er ihr zugeworfen hatte, waren keine Blicke der Gier – sie waren ganz anderer Art. Seltsam forschend und eindringlich. Es war eigenartig, zwischen diesen beiden so grundverschiedenen Menschen knüpfte sich sofort ein Band der Sympathie.

Der erste Halt in der Stadt war vor dem Gefängnis gewesen. Es war ein trister, eintöniger Bau mit vielen vergitterten Fenstern. Ein Gefängnis, wie es ohne weiteres auch in New York oder in Chikago hätte stehen können.

Die Gefangenen waren dort ausgeladen worden. Als der ältere Mann den Karren verließ, wandte er noch einmal den Kopf. Für Sekunden blickten sich die beiden Menschen an. Deutlich empfand Damona den Hilferuf, der in seinen Augen lag.

Sie lächelte leicht und nickte unwillkürlich mit dem Kopf. Der Mann erwiderte den Gruß und nickte ebenfalls. Dann verschwand er mit den anderen in dem dunklen Eingang.

Anschließend hatte der Offizier sie einiger Worte gewürdigt. Mortimer sah dabei an ihr vorbei.

»Auch Euch muß ich in Haft behalten. Aber es ist eine sehr milde Haft. Ich werde Euch im Gästehaus Lord Halamas einquartieren. Dort werdet Ihr bleiben bis der Oberherr entschieden hat, was mit Euch geschehen soll.« Er lächelte.

Damona hatte keine Antwort darauf gegeben. Sie wußte nicht, was sie in der nächsten Zeit erwartete. Aber das Wort ›Gästehaus‹ roch direkt nach einer guten Küche und all den anderen Annehmlichkeiten, die einer jungen, hübschen Frau das Leben verschönern helfen.

Damona sehnte sich nach einem warmen Bad und anschließend nach einem weichen Bett, um sich ausschlafen zu können.

Sie sollte sich nicht getäuscht sehen. Die Bedienung in dem ›Gästehaus‹ war hervorragend und ließ keine Wünsche offen. Diese Menschen kannten zwar noch nicht die luxuriösen Bäder der Welt, aus der Damona stammte. Doch die Bronzewanne war riesig und das Wasser richtig temperiert. Die Magd tat sogar ein übriges und schüttete einige Tropfen einer angenehm duftenden Flüssigkeit in das Badewasser, das sich leicht gelb färbte.

Das Mahl danach war zwar schwer und ungewohnt – es gab Wildschweinbraten mit Kartoffeln und verschiedenen unbekannten Gemüsen. Doch es schmeckte, nicht verwunderlich nach den vergangenen kargen Tagen. Auch der Rotwein, der dazu kredenzt wurde, war durchaus trinkbar.

Anschließend hatte sie sich auf ihr Zimmer begeben – es war einfach, aber nicht ungemütlich eingerichtet – hatte sich in das riesige Bett gelegt und war fast im selben Moment eingeschlafen.

Erst am nächsten Morgen machte sie eine Entdeckung, die ihr zu denken gab. Es war während des Frühstücks gewesen, das sie in einer Ecke des Gastraumes eingenommen hatte. Es gab eine Art Tee und dazu grobes Brot mit Butter und Honig. Damona hatte sich die derbe Kost gut schmecken lassen.

Sie war fast fertig, als zwei junge, reich herausgeputzte junge Männer das Lokal betraten. Sie hatten sich suchend umgeblickt und waren, als sie die Frau in Männerkleidung bemerkten, an ihren Tisch gekommen.

Der eine der beiden, wahrscheinlich der Ranghöhere, hatte ein Lächeln in seinem Gesicht gehabt, das Damona nicht gefiel. Es war ein Lächeln unverschämter Vertraulichkeit, ein Lächeln, dem die Würde fehlte, mit dem eine hochgestellte Persönlichkeit zu behandeln ist.

Die Verneigung war denkbar knapp. »Lord Halama erwartet Euch«, sagte er dann und blieb vor dem Tisch stehen. Seine Haltung war die eines Mannes, der einen Befehl überbringt. Die beiden Mägde hinter der breiten Schänke kicherten und blickten Damona in einer Art und Weise an, die dieser das Blut ins Gesicht trieb.

Das war der Augenblick, in dem bei Damona buchstäblich der Groschen fiel. Erst jetzt wurden ihr die Blicke der Soldaten während

der vergangenen Tage richtig klar, auch einige Bemerkungen, die sie sich mehr oder minder leise zugeflüstert hatten. Auch der wahre Charakter dieses ›Gästehauses‹, in dem sie zur Zeit anscheinend der einzige Gast war.

Diese niederschmetternde Erkenntnis war an sich ganz dazu angetan, das Herz einer jeden Frau in Angst und Schrecken zu versetzen.

Das hier war also eine Art Absteige für Frauen, die auf die Gunst des Lords rechneten.

Damona biß sich auf die Lippen. Es blieb ihr keine andere Wahl – sie mußte dieses entwürdigende Spiel weiterspielen. Tat sie es nicht, war sie so oder so verloren.

Und jetzt war sie hier im Palast des Lords, mußte solange warten, bis es dem Oberherrn gefiel, sie zu empfangen. Was sollte sie nur sagen, wenn er genauere Auskünfte über ihre Person forderte? Halama würde sich kaum so abspeisen lassen wie der Offizier. Doch bevor sie diese Gedanken zu Ende denken konnte, öffnete sich die große, portalähnliche Tür an der Kopfseite des Raumes.

Damona drehte sich um und sah sich einem Mann gegenüber, der das Gefühl heftigster Antipathie in ihr weckte. Ohne das sie sich dessen bewußt wurde, wich sie einen Schritt zurück. Das Gesicht des Mannes – seiner reichen Robe nach zu schließen mußte es sich um den Lord handeln – verzog sich zu einem häßlichen Lächeln.

»Angst?« fragte er spöttisch und trat so dicht an sie heran, daß sich ihre Körper fast berührten. Die rotgesprenkelten Augen senkten sich in die ihren.

Damona fühlte den Hauch des Übels, der diesen Augen entströmte, fühlte die hemmungslose Gier, die nach ihr greifen wollte wie die Klaue eines Raubtiers nach seiner Beute. Es war eine Situation, wie sie Damona noch nie in ihrem jungen Leben erlebt hatte. Sie war in den Händen eines Mannes, der sicher vor nichts zurückschreckte, wenn es darum ging, seinen Begierden freien Lauf zu lassen. Und sie hatte nichts, womit sie sich verteidigen konnte. Ihre Fähigkeiten, mit denen es ihr ein leichtes gewesen wäre, jeden Angriff auf sie abzuwehren, hatte sie verloren. Selbst der zauberkräftige Anhänger ihrer Mutter war nur noch ein totes Stück Stein, der reaktionslos auf ihrer Brust hing.

Je länger Halama vor der Frau stand, um so größer wurde das Verlangen in ihm, dieses Weib zu besitzen, heute noch zu besitzen. Sein Atem ging heftiger. Warum noch warten? Das Weib war hier – in seinem Palast – wenn sie sich ihm nicht gefügig zeigen wollte dann gab es bestimmte Mittel, ihren Widerstand zu brechen.

Damona konnte in seiner Seele lesen wie in einem offenen Buch.

Sicher, ihre parapsychischen Fähigkeiten hatten auf dieser Welt keine Wirkung gezeigt, aber das tat der hypersensitiven Struktur ihres

Geistes keinen Abbruch. Er konnte zwar nicht mehr in den dimensionslosen Raum vorstoßen, um sich mit den dort vorhandenen Energien zu versorgen, aber eines konnte er immer noch: sich tastend in die Seelen anderer Menschen versenken.

Und das tat Damona. Doch was sie dort unten, tief in der Psyche des Lords angrinste, war von einer derartig unmenschlichen Gemeinheit, daß das Grauen nach ihr griff. Es kostete sie viel Kraft, dieses Grauen zu überwinden und nach einem Ausweg zu suchen.

Gab es überhaupt einen? War ihr nicht jede Möglichkeit versperrt, dieser brutalen Bestie zu entrinnen? Damona zermarterte ihr Gehirn.

Unmöglich für sie, daran zu glauben, daß Yllnoor für sie zur Endstation werden sollte. Das konnte nicht ihre Bestimmung sein.

Mitten in ihre Gedanken hinein ertönte ein schüchternes Klopfen.

Der Lord, im Rausch seiner Vorstellungen, nahm es zuerst gar nicht wahr. Gerade hatte er den Entschluß gefaßt, die Frau mit seiner überlegenen Kraft zu bändigen, als es wieder klopfte, diesmal stärker.

Halama fuhr herum, mit einem bösen Licht in seinen Augen.

»Herein!« brüllte er wütend.

Es war ein Lakai. Ein schon bejahrter Mann, der den Lord aus ängstlichen Kaninchenaugen anblickte. Er knickte zu einer tiefen, ehrerbietigen Verbeugung zusammen.

»Verdammt, nun rede Er schon!« Aus den Augen des Lords schossen Blitze der Wut. Man sah, daß es in ihm kochte. Und wer den Lord kannte, wußte, daß er für diese Störung nur ganz besonders wichtige Umstände gelten lassen würde. Wehe, wenn das nicht der Fall war, wenn es sich nur um eine triviale Angelegenheit handelte – der Lakai würde dies nicht lange überleben. Es war bekannt – tief unter dem Palast, eingehauen ins Urgestein, waren Verliese.

»Arn Broon, Oberherr und Lord von Northumbrien, ist soeben eingetroffen, Sire. Der Oberherr wartet in der Halle.«

Halama stieß einen greulichen Fluch aus. Es half alles nichts. Die höfische Sitte verlangte, daß er sich sofort – Broon war ihm, Halama, rangmäßig ebenbürtig – in die Halle begab, um den Gast würdig zu empfangen. Tat er es nicht innerhalb weniger Minuten, dann würde – auch das war höfische Sitte – der Lord sich mit versteinertem Gesicht umdrehen und zur Tür gehen. Dort – so verlangte es das Ritual – blieb er stehen um sich seines linken Handschuhs zu entledigen und ihn auf den Boden zu werfen. Sobald dies geschehen war, konnte dem Zweikampf zwischen dem Beleidigten und dem unhöflichen Gastgeber unter gar keinen Umständen mehr ausgewichen werden.

Entschuldigungen wurden nicht akzeptiert, mit Ausnahme der nachweisbaren Abwesenheit. Dieser Ehrenkodex galt nur für gleichrangige Persönlichkeiten.

Lord Halama kannte Broon schon seit langen Jahren, wußte um sein

höllisches Temperament und um seinen Jähzorn. Dazu war der Lord von Northumbrien von einem fast krankhaften Stolz besessen.

Er vergaß nichts, was diesen auch nur im geringsten verletzen konnte. Und da er einer der besten Schwertkämpfer dieses Planeten war, hütete sich jeder davor, mit ihm kämpfen zu müssen. Seine Opfer, die er in den vergangenen zwanzig Jahren seit seinem Herrschaftsantritt ins Reich der Schatten geschickt hatte, waren kaum zu zählen.

Der Herrscher über Khont trat einen Schritt zurück. In seinen Augen war ein grelles Licht.

»Ihr bleibt hier – bis ich zurückkomme! Habt Ihr verstanden?« In der Stimme lag eine Drohung, die nicht mißzuverstehen war.

Damona warf den Kopf in den Nacken. Ihre Augen funkelten vor Wut und heißer Empörung.

»Ihr könnt befehlen, wem Ihr wollt – aber nicht mir! Ich bin ein freier Mensch, keine Puppe, die man nach Bedarf hin und her schiebt. Merkt Euch das gefälligst!«

Halama stand nach dieser Antwort da, wie erstarrt. Noch nie waren zu ihm solche Worte gesprochen worden. Noch nie hatte sich ein Mensch dessen erkühnt. Er war unbedingtes Gehorchen genauso gewöhnt wie triefende Schmeicheleien.

Doch dann überwand er die Verblüffung. Mit einem schnellen, katzenhaften Schritt war er bei ihr und schlug ihr die Hand ins Gesicht.

Der Schlag ließ Damona zurücktaumeln. Auf ihrer rechten Wange zeigte sich ein roter Fleck.

»Du Flittchen, ich werde dich Gehorsam lehren!« brüllte Halama mit vor Wut zitternder Stimme. Wieder erhob er die Hand, um erneut zuzuschlagen.

Bei jedem Menschen, und sei es auch der Feigste, gibt es eine Schwelle, hinter der nicht mehr die Vernunft, sondern nur noch das Gefühl regiert. Man steht mit dem Rücken an der Wand, aufs tiefste gedemütigt. Die Seele windet sich buchstäblich vor Zorn und Scham. In solchen Augenblicken ist einem leicht alles egal. Selbst die Unversehrtheit des eigenen Körpers. Die Logik tritt zurück und übrig bleibt – das überwältigende Verlangen nach Genugtuung für die erlittene Schmach.

Und genau in dieser seelischen Situation befand sich Damona. Die Handlungsweise dieses gemeinen Mannes ließ ihren Zorn auflodern. Sie sah nichts mehr um sich herum als nur das wutverzerrte Gesicht des Lords.

Als die Hand des Mannes erneut ausholte, um sie ein zweitesmal zu schlagen, reagierte Damona. Gewiß, sie besaß nicht die Kraft des Lords, war ihm nicht im entferntesten gewachsen. Aber sie war –

ebenso wie Mike – eine ausgezeichnete Karatekämpferin. Ihre Eltern hatten sehr darauf geachtet, daß sie sich in dieser Kunst der Selbstverteidigung gut auskannte. Sie waren der Ansicht gewesen, daß es für ein junges und hübsches Mädchen immer einen Vorteil darstellte, sich wirkungsvoll verteidigen zu können.

Halamas Hand zuckte nach ihrem Gesicht. Damona war ruhig, angefüllt mit dem Willen, sich zu verteidigen, nicht noch einmal gedemütigt zu werden.

Und dann schlug ihre Handkante zu – gegen den Unterarm des Lords!

Halama schrie gellend auf. Sein Arm fiel kraftlos nach unten. Er trat zurück und sah sie voller Wut an. Die gesprenkelten Augen verdunkelten sich. In ihnen glühte der Wunsch, dieses Weib sterben zu sehen.

»Ich werde dich töten – mit meinen eigenen Händen«, keuchte er.

»Doch vorher sollst du Qualen erleiden, gegen die die Hölle ein Kinderspiel ist.« Er ging auf die Portaltüre zu. Sein Unterarm sah unnatürlich verkrümmt aus.

Damonas Entschluß war eine Angelegenheit von Sekundenbruchteilen. Sie wußte es: wenn Halama die Tür erreichte, war sie endgültig verloren. Soldaten würden kommen und sie wahrscheinlich so zusammenschnüren, daß sie nicht mehr den kleinen Finger bewegen konnte.

Mit zwei lautlosen Schritten war sie bei dem Herrscher. Dann hob sie den Arm um die Stelle am Kopf des Oberherrn zu treffen, die auf den Schlag mit sofortiger Bewußtlosigkeit Halamas reagieren würde.

Doch so leise sie auch gewesen war, Halama mußte sie gehört haben. Er drehte sich um. Sein Blick züngelte wie eine düstere Flamme nach ihr.

Trotzdem gelang das Vorhaben. Der Körper des Lords kippte nach hinten zurück.

Damona fing den Oberherrn auf und legte ihn behutsam auf den dicken Teppich. Obwohl dieses Ungeheuer ihr eben noch die schlimmsten Qualen versprochen hatte, war der Schlag nur so dosiert, daß nicht mehr als eine Bewußtlosigkeit eintreten konnte. Das reichte, um den jäh gefaßten Plan zur Ausführung zu bringen.

Damona erhob sich und horchte angestrengt. Doch kein Laut drang an ihre Ohren. Die Bediensteten schienen entweder auf Zehenspitzen zu gehen oder ängstlich bestrebt zu sein, die Kreise ihres Gebieters nicht zu stören.

Langsam ging sie zur Tür. Einen kurzen Augenblick zögerte sie, aber dann drückte sie entschlossen den schweren, bronzenen Türgriff nach unten. Das Schloß klickte, als sich die Zuhaltung zurückschob.

Und dann schwang ein Flügel der Portaltür nach außen zurück.

Damona atmete tief die Luft ein und verließ den Raum. Nur wenige

Yards von ihr entfernt lag Halama auf dem Teppich. Sie schauderte kurz zusammen. Wenn ihr Plan nicht glückte, dann wartete ein grausiges Schicksal auf sie.

Doch sie gab sich diesen dunklen Gedanken nicht hin. Jetzt kam es darauf an, die ihr begegnenden Lakaien zu täuschen.

Und Damona sollte Sekunden später bereits die erste Gelegenheit dazu haben. Es geschah in dem Augenblick, als sie den vielleicht zwanzig Yards langen, breiten Gang hinter sich gebracht hatte und auf eine weitere Tür stieß. Damona drückte ohne zu zögern auf die Klinke. Sie atmete auf, als die breite Tür sich öffnete.

Doch kaum war sie hindurch, als zwei Soldaten auf sie zutraten.

Sie kamen aus einer verborgenen Wandnische und hinderten Damona mit gezogenen Schwertern am Weitergehen. In ihren kantigen Gesichtern saßen harte Augen.

Jetzt war es soweit. Gelang es ihr nicht, die Soldaten zu täuschen, dann war sie verloren. Und viel Zeit zum Überlegen blieb ihr nicht.

Angriff ist auch hier die beste Verteidigung, dachte Damona. Sie gab ihrem Gesicht einen betont herrischen Ausdruck und blitzte mit ihren Augen die Wache an.

»Warum haltet ihr mich auf? Draußen wartet Lord Broon. Er wird es nicht mehr lange tun. Der Oberherr hat mir aufgetragen, ihn zu empfangen. Er fühlt sich unpäßlich. Ich soll den Gast zu ihm geleiten. Macht Platz!«

Die letzten beiden Worte sprach sie mit gerunzelten Brauen und energischer Stimme. Als sie geendet hatte, klopfte ihr Herz vor Erregung einen Trommelwirbel. Hatten ihre befehlenden Worte gewirkt? Würde sie gehen können?

Die beiden Soldaten waren einen Augenblick unschlüssig. Sie wußten offenbar nicht was sie tun sollten. Sie unterlagen einer eisernen Disziplin. Andererseits, wenn es stimmte, was die Fremde zu ihnen sagte… Wenn Lord Halama ihr tatsächlich diesen Auftrag gegeben hatte …?

Damona sah, wie sie schwitzten, wie sie innerlich schwankten und sich nicht entschließen konnten. Während der kleinere der beiden offenbar geneigt war, ihr den Weg frei zu geben, machte der größere ein bedenkliches Gesicht und redete leise auf seinen Kameraden ein.

Damona wagte eine List. »Nun gut, wenn ihr nicht wollt, dann werde ich dem Oberherrn sagen, daß ihr seinem Befehl nicht folgen wollt.« Sie wandte sich um und ging mit schnellen Schritten wieder auf die Tür zu.

Als sie ihre Hand – sie war schweißnaß – auf den Türgriff legte, voll einer unbeschreiblichen inneren Anspannung, trat das von Damona erhoffte Ereignis ein. Ihre letzten Worte hatten das Mißtrauen der Soldaten beseitigt.

»Es ist gut – Ihr könnt passieren! Wir glauben Euch!« riefen die beiden wie aus einem Munde.

An Damonas Ohren drangen diese erlösenden Worte wie herrliche Musik. Ihre Anspannung ging jäh vorüber. Einen kurzen Augenblick wurde es dunkel vor ihren Augen. Sie schwankte leicht.

Mit einer schier übermenschlichen Anstrengung überwand Damona die lähmende Schwäche, die ihren Körper überschwemmen wollte. Es war die Reaktion auf die Ereignisse der vergangenen Stunde.

»Euer Glück!« sagte sie hochmütig und mit einer Stimme, der sie nur mühsam Festigkeit zu geben vermochte. Dann ging sie an der Wache vorbei, ohne sie eines einzigen Blickes zu würdigen. Dieses Verhalten entsprach ganz sicher nicht Damonas Mentalität, aber die Soldaten verstanden und respektierten nur diese »Sprache«.

Obwohl es ihr immer noch ein wenig schwindlig war, gelang es ihr doch, die kleine Halle ohne ein Schwanken ihres Körpers hinter sich zu bringen. Doch sie fühlte den kalten Schweiß auf ihrer Stirn.

Die kleine Vorhalle besaß außer der Tür, aus der sie nach hier gekommen war, nur noch eine weitere. Damona konnte sich also nicht in der Richtung irren. Als sie die Tür hinter sich ins Schloß fallen ließ, blieb sie einen Augenblick stehen. Mehrmals atmete sie tief ein und aus. Dann sah sie sich um – und wußte sofort, daß sie am Ziel war.

Die Halle war riesig. Sie war zur Gänze aus geschliffenem Marmor erbaut. Ein wahres Sammelsurium verschiedenster Farben. Damona erblickte weißen, roten, schwarzen und gelben Marmor. Besonders die zahlreichen Säulen waren verschiedenfarbig. Doch diese seltsame, barbarisch anmutende »Farbensymphonie« gehorchte keinem bestimmten Plan, gab kein harmonisches Bild. Die Säulen wirkten wie bunte Kinderbauklötze – wahllos in die Gegend geworfen. Die Decke konnte als der mißlungene Versuch eines Gewölbes bezeichnet werden. Von Symmetrie war auch nicht eine Spur zu entdecken.

Die Halle war rund. Ihr Durchmesser mochte ungefähr an die dreißig Yards betragen. Der Boden war als Mosaik gestaltet worden. Es waren schreckliche archaische Tierungeheuer, die sie anglotzten, als wären sie lebendig. Ungeheuer, wie sie Damona noch nie gesehen hatte. Drachenköpfe mit langen, spitzen Hörnern saßen auf Löwenrümpfen. Wieder andere besaßen nicht nur einen Kopf sondern deren mehrere. Ein Geschöpf – wenn man solche Wesen überhaupt als Geschöpfe bezeichnen darf – war besonders grausig: aus dem Körper eines Krokodils stießen ein richtiges Bündel von sich windenden Schlangenleibern in die Höhe. Aus den weitgeöffneten Mäulern stachen gespaltene Zungen. Die Augen – sie schienen rot zu glühen – waren so natürlich dargestellt, daß es Damona schauderte. Kein Zweifel, der Schöpfer dieses Kunstwerks mußte über eine ungeheuer wilde, dämonische Fantasie verfügt haben. Und diese, von den

Darstellungen ausgehende dämonische Wellenfront war es, die Damona die Haare zu Berge stiegen ließ. Besonders stark wurde dieses Gefühl, als sie über die Bilder schritt – auf Lord Arn Broon zuging.

Die Bestien schienen nach ihr greifen zu wollen. Irgendwie hatte Damona das Gefühl, daß in diesen Mosaikbildern Leben wohnte, fremdes, unwirkliches Leben.

Es gelang ihr nur unter Anspannung ihres ganzen Willens, die Augen von den Bildern abzuwenden, sich ihrem hypnotischen Einfluß zu entziehen. Damona hatte das Empfinden, einer ungeheuer starken, psychischen Beeinflussungswoge ausgesetzt zu sein. Als sie mühsam ihren Kopf hob, schien sich dieser durch einen zähen Brei nach oben kämpfen zu müssen. Sie keuchte auf, als sie es endlich geschafft hatte.

Kaum hatten ihre Augen den Kontakt mit dem geheimnisvollen Boden verloren, als der psychische Druck von ihr wich. Plötzlich bedrängte sie nichts mehr. Damona konnte wieder klar denken.

Und dann fiel ihr Blick auf Lord Broon.

Es gibt Menschen, bei deren Anblick einem unwillkürlich schaudert. Es liegt entweder an dem Aussehen der betreffenden Person oder an deren Ausstrahlung. Meistens – nicht immer – besitzt dieser »erste Eindruck« den Charakter der Endgültigkeit. Warum? weil die Psyche eines Menschen viel besser als der sogenannte Verstand in der Lage ist, die seelische »Ausdünstung« des Anderen analysieren zu können.

Bei Lord Broon traf beides zu: die Ausstrahlung und das Aussehen. Er war von einer beklemmenden Wildheit. Der Körper war ungeschlacht, wie ein nur grob zubehauener Basaltblock. Selbst der Schädel dieses Mannes wirkte wie ein Stück Fels in seiner kantigen Starre.

Doch ein Blick in die Augen dieses Menschen genügte, um die glühende Lava in seinem Inneren zu erkennen. Es waren Augen, deren Farbe unmöglich zu bestimmen war. Mal schimmerte in ihnen grünlichblaue Gletscherkälte, mal das rotglühende Feuer hemmungsloser Leidenschaft.

Damona fühlte sich bei dem Anblick dieses Mannes wie in Eiswasser getaucht. Wenn das Lord Arn Broon war – und es gab keinen Grund, daran zu zweifeln – dann geriet sie buchstäblich vom Regen in die Traufe. Doch es war nicht zu an dem. Es gab keine andere Möglichkeit für sie. Blieb sie hier, in der Gewalt Lord Halamas, erwartete sie mit Sicherheit der Tod. Gelang es ihr dagegen, den ganz in schwarzes Leder gekleideten Mann zu bewegen, sie von hier fortzunehmen, dann würde sich dieser kaum anders benehmen als Lord Halama.

Blitzschnell gingen ihr diese Gedanken durch den Kopf, als sie auf Broon zuging. Der Lord stand regungslos auf seinem Platz, mehr einer steinernen Statue ähnelnd als einem Menschen. Doch als Damona in seine Augen blickte, las sie Verblüffung darin.

Und dann sprach Lord Broon. Er hatte eine tiefe, rollende Stimme,

die an den Marmorwänden widerhallte. Dabei sah er sie mit einem fassungslosen Ausdruck in seinen Augen an.

»Ihr habt den Garten des Todes durchquert…« Broon sprach nicht weiter, schaute Damona nur an.

In seinem Blick lag ein Staunen, das Damona seltsam berührte. Sie konnte es sich nicht erklären.

»Den Garten des Todes – was meint Ihr damit?«

Die Fassungslosigkeit im Gesicht des Lords wuchs.

»Ja – wißt Ihr es denn nicht? Kennt Ihr nicht das Geheimnis dieser Halle?«

Damona schüttelte den Kopf. »Welches Geheimnis?« Doch dann erinnerte sie sich an die dämonische Wellenfront, die nach ihrem Bewußtsein gegriffen hatte wie eine wilde, anspringende Bestie.

Sie wies auf die wie lebend wirkenden Bilder. »Meint Ihr diese seltsamen Figuren im Boden? Dieses unangenehme Gefühl, wenn man darüber geht?«

Der Lord schluckte. Dieser ungeheuer starke Mann schien sich nicht fassen zu können. Erst jetzt bemerkte Damona, daß er es sorgfältig vermied, auch nur den Rand des riesigen Mosaiks zu betreten.

»Es ist eine Falle. Eine schreckliche Falle für die Menschen, die sich ohne Begleitung von Lord Halama hier aufhalten. Die ›Bilder‹ – Broon lächelte verzerrt – fressen den Geist, saugen ihn aus dem Körper und verursachen Wahnsinn. Noch nie hat ihn jemand ungestraft betreten. Und ihr könnt es – ich verstehe das nicht.«

Noch einen kurzen Augenblick verharrte Broon in tiefem Nachdenken. Doch dann sah Damona, daß er sich einen Ruck gab, sich gewaltsam von diesem, anscheinend für ihn unerquicklichen Thema abwendete. Doch sie fühlte auch das ihr unerklärliche Mißtrauen, das jäh von ihm ausging.

Das kantige Gesicht verhärtete sich, soweit das überhaupt noch möglich war.

»Wo ist der Oberherr? Weiß er nicht, daß ich hier auf ihn warte?«

In den Augen blitzte Wut auf.

Damona beschloß, alles zu wagen. Es hatte keinen Sinn, diesen Mann zu belügen. Damit kam sie nicht weiter.

»Er weiß davon. Aber er wollte zudringlich werden. Ich habe ihn kampfunfähig machen müssen. Er liegt bewußtlos im Empfangsraum.« Ihre Stimme klang betont gleichgültig, verriet nicht den Sturm der Gefühle, der ihr Herz rasend schnell schlagen ließ.

Es kam keine Antwort. Lord Broon starrte sie an, als sei sie ein Wesen von einem anderen Stern. Nur seine Brust hob sich ein wenig schneller, ein Beweis für den Aufruhr, der in ihm tobte.

Bevor der Lord von Northumbrien zu einer Entgegnung ansetzen konnte, kam ihm Damona zuvor. Sie trat näher an ihn heran, so nahe,

daß sie seinen heißen Atem spüren konnte. Ihre Augen faßten nach den seinen, hielten sie fest.

Und dann sprach Damona die entscheidenden Worte. Sie sprach sie bittend, legte in diese Bitte ihre gesamte geistige Kraft, die ihr nach dem Dimensionswechsel übriggeblieben war.

»Rettet mich vor dem Scheusal! Halama wird mir einen grausamen Tod bereiten wenn Ihr es nicht tut.«

Arn Broon besaß einen lebhaften, schnell reagierenden Intellekt.

Trotz seines leidenschaftlichen, dämonischen Temperaments war sein hochentwickeltes, logisches Denkvermögen von einer geradezu eisigen Kälte. Die Bitte Damonas löste höchstes Erstaunen in ihm aus, doch er ließ sich davon nichts anmerken. Was war das für eine Frau? dachte er. Das war kein gewöhnliches Weib – keine von den hübschen Zierpuppen, mit denen Halama sich zu umgeben pflegte.

Und dann die Sache mit dem Mosaik… Diese von den Orlonen gefertigte Falle. Konnte es sein, daß das Weib eine Zauberin war? Vielleicht sogar mit den Orlonen im Bunde? Wie sonst hätte sie dem dunklen Zauber widerstehen können?

Broons Augen glitten über die verführerische Gestalt vor ihm. Wie die zauberkräftige Tochter Zyringas kam sie ihm auf einmal vor. Zyringa, über dessen Tun und Wirken man sich noch heute flüsternd erzählte. Zyringa, der Uralte aus den zyrinischen Bergen, der seine Gestalt nach Belieben wandeln konnte und mit seinem machtvollen Schrei Berge spaltete. Aber schon seit vielen hundert Jahren hatte man nichts mehr von ihm gehört.

Seltsam, daß ihm diese Gedanken kamen. Sie entbehrten jeder Logik. Gewaltsam drängte Broon sie zurück. Er dachte über die Bitte nach. Warum eigentlich nicht? Warum sollte er den ihm so verhaßten Oberherrn von Khont nicht ein wenig ärgern? Plötzlich glaubte er auch nicht mehr daran, in dem Weib eine üble Zauberin vor sich zu haben. Wenn sie dies tatsächlich war, dann hätten ihr andere Möglichkeiten zur Rettung offengestanden.

Wieder musterte er Damona. Diesmal war sein Blick anders. Diesmal nahm er die Reize der Frau bewußt in sich auf: die herrlich gewachsene Gestalt, das ebenmäßig geschnittene Antlitz mit den großen, strahlenden Augen. Die Ausstrahlung des Weibes entfachte etwas in ihm, was Arn Broon bisher noch nicht kannte. Er wußte nicht, was es war, aber er wußte auf einmal – jäh, unvermittelt – daß er nach diesem Geschöpf schon lange gesucht hatte, immer wieder, seit vielen Jahren. Und jetzt hatte er gefunden, auf was sein unbewußtes Begehren seit Jahrzehnten gerichtet war – und er, Lord Arn Broon, Oberherr von Northumbrien, würde sich diesen Fund von niemand mehr entreißen lassen.

Damona sah, daß der bewegungslos dastehende Mann scharf

nachdachte. Sie fühlte auch die Blicke, die über ihren Körper tasteten, und sie wußte, daß sie sich, wenn Broon ihrem Wunsch willfahrte, von einer Hölle in die andere begab. Nun, auch die Möglichkeit, das Unheil etwas hinausgeschoben zu haben, war schon ein kurzes Stück Weg zu ihrer Rettung.

Broon lächelte und entblößte dabei ein wahres Raubtiergebiß, was sein brutal wirkendes Äußeres noch verschlimmerte. Als er sprach, glitzerten seine Augen. Ein Glitzern, daß bei solchen Naturen eine Art Vorfreude anzeigt – Vorfreude auf einen Kampf, den es zu bestehen gilt.

»Also gut – ich werde, Euch mit mir nehmen. Damit stelle ich Euch unter meinen Schutz.« Broon zog das Schwert, hob es hoch empor und legte die flache Klinge kurz auf Damonas Haupt. Damit war das Ritual vollzogen. Wer nicht bereit war, es anzuerkennen, mußte mit der Vernichtungskraft der Armeen von Northumbrien rechnen. Doch wer würde es wagen? Auf ganz Yllnoor gab es eine solche geballte Streitmacht nicht ein zweitesmal. Auch Khont verfügte über ein starkes Heer, aber gegen die todesverachtenden, gepanzerten Soldaten Broons würde es sich, kam es zum Krieg, nur wenige Tage halten können.

Doch dann – in die Gedanken der beiden Menschen hinein – ertönte ein unmenschlicher Schrei der Wut. Ein Schrei, der Damona das Blut in den Adern gefrieren ließ. Halama hatte ihn ausgestoßen. Der Lord stand in der weitgeöffneten Portaltür, durch die auch Damona auf dem Weg nach hier gegangen war. Sein Gesicht war schrecklich verzerrt, glich mehr einer bestialischen Fratze als einem menschlichen Antlitz. Hinter ihm war eine Anzahl Bewaffneter zu erkennen.

Auf ihren runden Helmen steckten Federbüsche. Sie hatten ihre langen Schwerter gezogen.

Lord Halama trat auf die Seite um seinen Soldaten den Weg frei zu geben. Sein Arm hob sich und zeigte befehlend auf Damona.

»Ergreift das Weib! Und dann in das unterste Verlies mit ihr!« Auf Halamas Mund stand der Schaum der Wut. Er vergaß sogar die Anwesenheit seines hochgestellten Gastes.

Die Soldaten – es waren ausgesuchte Angehörige der Offiziersgarde – umrundeten mit raschen Schritten das riesige Mosaik, ängstlich bestrebt, es nicht mit den Füßen zu berühren.

Und dann standen sie vor Damona. Als der Anführer der Garde nach ihr greifen wollte, kam Bewegung in die düstere Gestalt neben ihr. Mit einem blitzschnellen Griff riß Broon sein Schwert aus der Scheide und stellte sich schützend vor die Frau.

»Halt!« rief er mit donnernder Stimme. »Sie steht unter meinem Schutz! Niemand soll wagen, Hand an sie zu legen!« Die seltsamen Augen blitzten, stachen wie züngelnde Flammen nach Halama.

Die Soldaten blieben wie angewurzelt stehen. Sie wußten, was die Worte Lord Broons zu bedeuten hatten. Der Anführer sah sich ratlos um, ließ seine Arme wieder sinken.

Halamas Lippen bewegten sich, doch kein Laut entschlüpfte ihnen. Aber seine Hände ballten sich zu Fäusten, und sein Gesicht färbte sich blutrot.

Es war ruhig in der großen Halle. Nur das heftige Atmen der Männer war zu vernehmen. Es war jene Ruhe, in die das Unheil eingebettet ist und darauf wartet, zu explodieren.

In Halama tobte ein Orkan unbeschreiblicher Wut. Gewiß, es war ihm ein leichtes, seinen Willen durchzusetzen. Der Oberherr von Northumbrien hatte keine Chance gegen die Übermacht seiner Soldaten. Aber Halama kannte auch die Konsequenzen. Eine solche Tat glich einem Sakrileg, konnte nur mit Blut abgewaschen werden.

Auch die Tatsache, daß Broon allein war, hatte nicht viel zu besagen.

Ohne seine engsten Gefolgsleute war er sicher nicht nach Khont gekommen. Wahrscheinlich lag sein Schiff, der schnelle und berühmte SEA EAGLE, wartend im Hafen. Und Broon war ein listenreicher Fuchs, der seinem Kapitän sicher genaue Instruktionen für bestimmte Fälle gegeben hatte.

All diese Gedanken schossen durch den Kopf des Oberherrn von Khont. Nein, er konnte es sich nicht leisten, Gewalt anzuwenden; auch nicht im Hinblick auf die heimlichen Herrscher dieses Planeten: die Orlonen. Diese Geschöpfe vermieden es, bei solchen, für sie trivialen Streitigkeiten einzugreifen. Sicher, er, Halama, war ihr Verbündeter, aber das war Broon auch! Es half alles nichts, er mußte zähneknirschend nachgeben.

»Dann nehmt das verdammte Weib mit Euch!«, schrie er mit wuterstickter Stimme. »Nehmt sie – und das Unheil, das sie Euch bringen wird.«

Schon oft in ihrem neuen Leben, das dem Kampf gegen Finsternis und Leid gewidmet war, hatte sie den Blick der Hölle gespürt. Und in Halamas Augen lag eine Hölle.

»Kommt!« rief Lord Broon schroff. »Mein Schiff wartet.« Er reichte Damona seinen Arm. Dann wandte er sich noch einmal an den Oberherrn von Khont. Als er sprach, lag Eiseskälte in seiner Stimme.

»Ich kam her, um mit Euch Wichtiges zu bereden. Für Euch Wichtiges…«, verbesserte er sich. »Wenn Ihr es erfahren wollt, dann müßt Ihr Euch zu mir bemühen.« Er verneigte sich spöttisch. »Gehabt Euch wohl, Vetter! Es war mir eine große Ehre!« Ohne die reglos dastehenden Soldaten auch nur eines Blickes zu würdigen ging er mit Damona auf die hohe, sich nach oben wölbende Tür zu. Ein Lakai riß sie auf. Ein kühler Luftzug wehte herein.

Und dann stand Damona mit dem Lord auf der breiten Freitreppe.

Die Abendsonne hing als rotglühender, feuriger Ball am dunkel werdenden Himmel. Noch immer lag ihre Hand auf Broons Arm.

Während sie die Treppe hinuntergingen, zogen die vergangenen Ereignisse an ihrem geistigen Auge vorüber. Die Falle, in die sie getappt war – ihre Gefangenschaft – Lord Halama! Welche Stationen mochten noch kommen, ehe sie Mike gefunden hatte? Würde sie ihn überhaupt finden? Hatten die dämonischen Mächte nicht alles getan, um sie aus dem großen, kosmischen Spiel zu eliminieren? Gab es überhaupt noch eine Rettung für sie? Es waren resignierende, selbstquälerische Fragen. Doch dann, von einem Augenblick zum anderen, schoß es wie ein heißer Strom durch ihren Körper, durchflutete jede Fiber, warf alles Dunkle, alles Zagen hinaus, brachte neue Zuversicht. Einmal – Damona fühlte es mit jener Intuition, die vor jeder Gewißheit steht – einmal würde, nein, mußte der Augenblick kommen, der sie wieder im Besitz ihrer Parakräfte sah. Ihre jäh erwachte innere Stimme sagte es ihr mit einer Deutlichkeit, die jeden Zweifel vertrieb. Einmal…!

ENDE des ersten Teils